

dgti



REFORMATION FÜR ALLE*

Transidentität / Transsexualität und Kirche

Grußwort

*der Bundesministerin
für Familie, Senioren,
Frauen und Jugend,*

Manuela Schwesig

*zur Begleitbroschüre des
Projekts „TuR – Trans* und
Reformation“ der Deutschen Gesell-
schaft für Transidentität und
Intersexualität (dgti e. V.)*



Liebe Leser_innen,

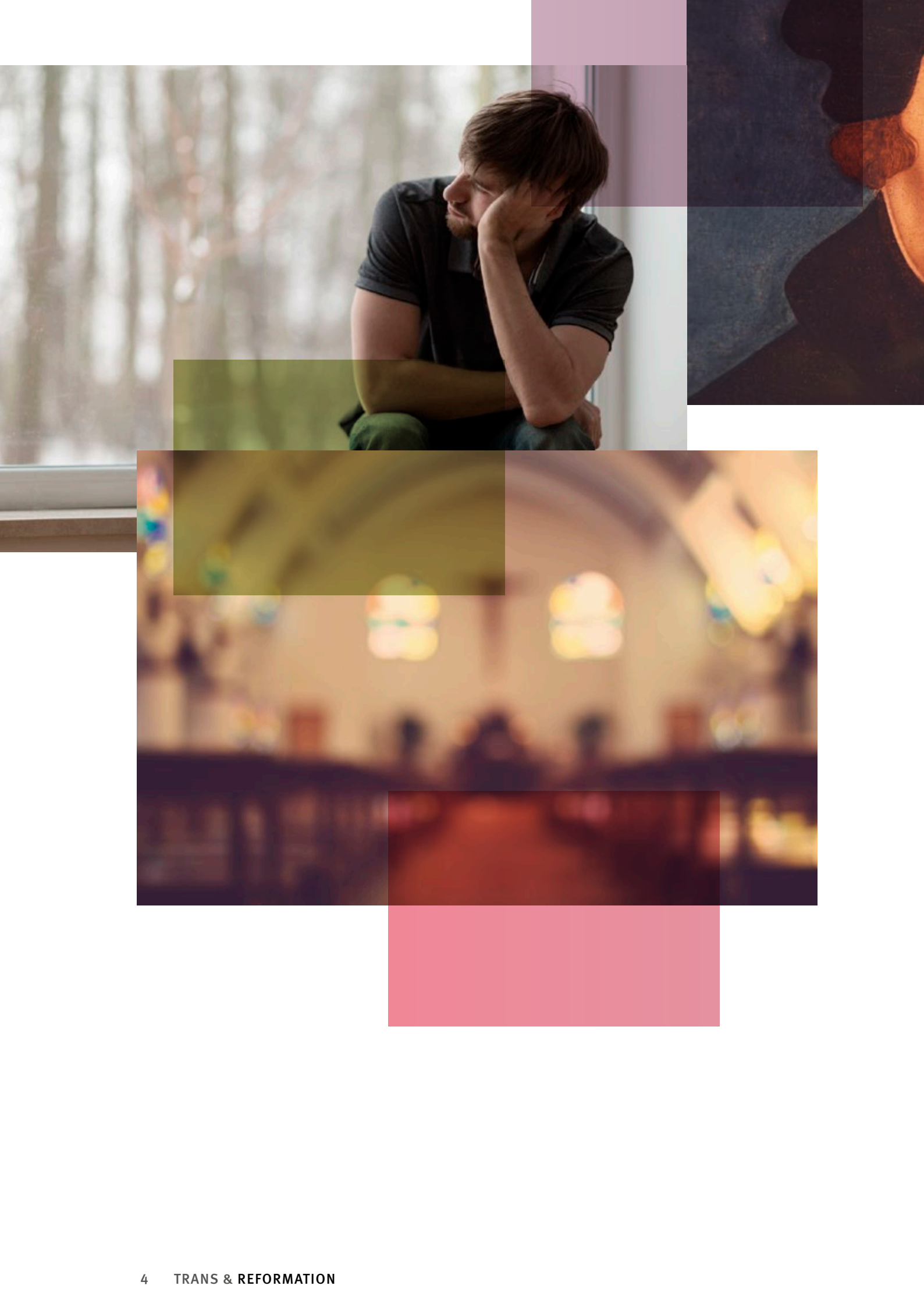
was haben Interviews zu Geschlechterrollen, Geschlechtsidentität und Transsexualität mit Reformation zu tun? Die Frage nach Gott, nach dem Sinn des Lebens, nach den Quellen von Lebensmut und Vertrauen stellen sich Menschen, egal ob sie sich als Männer, als Frauen oder etwas anderes sehen.

Auch transsexuelle/transidente Menschen glauben an Gott. In dem Projekt „TuR – Trans* und Reformation 2017“ der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. kommen anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 transsexuelle/transidente Menschen sowie anderweitig mit der Kirche verbundene Personen zu Wort und teilen ihre persönlichen Thesen zu Kirche, Glauben und Reformation mit.

Zu diesen persönlichen Eindrücken gehören Ausgrenzung und Stigmatisierung. Transsexuelle/transidente Menschen erleben Vorurteile, Unwissenheit und Unsicherheit – auch in der Kirche. Martin Luther aber hat vor 500 Jahren die persönliche Beziehung eines jeden Menschen zu Gott in den Mittelpunkt gerückt und damit geholfen, einer Moderne den Weg zu bereiten, in der alle Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit und ihrer Freiheit gleiche Rechte haben. Alle Menschen sind Geschöpfe Gottes oder, wem dies zu religiös ist: Alle Menschen haben den Wunsch und das Recht, ihren Gaben und Talenten entsprechend zu leben. Reformation hat Erneuerung und gesellschaftlichen Wandel gebracht. Für transsexuelle/transidente Menschen ist dieser Wandel noch längst nicht abgeschlossen. Ich wünsche mir, dass viele Menschen sich von den Spots und ihrer Botschaft ansprechen lassen. Danke an alle, die mitgemacht haben, für Ihren Mut und Ihre Offenheit!

Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

INHALT/ **Grußwort/2/** Einleitung /5/
Transidentität/Transsexualität gestern und
heute – Petra Weitzel/6/ **Das Phänomen
Transidentität in (kultur-)historischer
Perspektive und die Konsequenzen für das
christliche Weltbild – Livia Prüll/9/**
Geschlechtliche Vielfalt als Thema der Theo-
logie – Gerhard Schreiber/14/ **Transsexualität
im Recht – Johanna Schmidt-Räntsch/19/**
INTERVIEWS/23/ **Elke Spörkel/24/**
**Asta Dittes/30/ Bertold Höcker/34/ Ines-Paul
Baumann/40/ Volker Jung/44/ Ingetraut
Dittes/48/ Udo Rauchfleisch/52/ Theodor
Adam/56/ Dorothea Zwölfer/60/ Nina und
Kristina Steuer/66/ Karin Langendorf und
Noah Kretzschel/72/ Christiane Zwank/76/
Esther Lau/82/ Sara Katharina Grassl/86/
Nikolaus Schneider/90/** Schlusswort und
Dank/94/ Impressum/95/





Einleitung

Martin Luther (1483-1546) forderte von der Kirche, sich der Erneuerung nicht zu verschließen: *Ecclesia semper reformanda* – die Kirche muss sich immer wieder erneuern. Luthers Reformbestrebungen und Abkehr von einigen zentralen Lehren, Gebräuchen und Gewohnheiten der Kirche damaliger Zeit hatten nachhaltige gesellschaftliche, politische und kulturelle Auswirkungen. Der Wandel der Lebenswirklichkeit stellt die Kirche auch heute immer wieder vor die Aufgabe, den christlichen Glauben und seine Traditionen in einer zunehmend komplexen und differenzierten modernen Gesellschaft neu zu verantworten. Die Kirche ist in Theorie und Praxis dazu herausgefordert, Überliefertes und Bestehendes zu überprüfen, Bewährtes zu erhalten und Neues zu gestalten.

Inwiefern ist dieser Prozess von Wandel und Erneuerung aber heute von Bedeutung für die Kirche? Haben wir denn nicht schon viel erreicht? Blickt man einmal auf die Situation von transsexuellen/transidenten Menschen innerhalb der Gemeinden, so kann die Antwort nur lauten: ja, aber es gibt noch viel zu tun!

Anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 machen wir dazu eine Bestandsaufnahme, die informieren und inspirieren soll. In einem ersten Teil geben wir einen Überblick über die Entwicklung und den aktuellen Stand der Behandlung von transsexuellen und transidenten Menschen in den verschiedenen Kontexten von Theologie, Medizin, Recht und nicht zuletzt Politik. In einem zweiten Teil lassen wir Menschen zu Wort kommen, die ihre ganz persönlichen Ansichten zu Kirche, Glauben und Reformation mit uns teilen. Wir fragen nach: Wie gehört Transsexualität/Transidentität da hinein oder dazu? In welcher Beziehung stehen Kirche und Transsexualität/Transidentität? Was hat sich verändert, und schlussendlich: Wie erfahren transsexuelle Menschen ihren Kirchenalltag selbst? Menschen mit ganz unterschiedlichem Hintergrund haben uns ihre Sicht in Interviews mitgeteilt, die auf der Website des Projekts unter www.tur2017.de verfügbar sind. In dieser Broschüre können Sie die schriftlichen Fassungen dieser Interviews nachlesen.

Unser Dank gilt den InterviewpartnerInnen, dass sie sich für diese Interviews zur Verfügung gestellt, sich auf die Fragen eingelassen und offen von ihrem Erleben berichtet und ihre Sicht dargestellt haben. Im gleichen Atemzug möchten wir Asta Dittes und Anne Scheschonk sowie den Aufnahmeteam für ihren großartigen Einsatz bei der Führung, Verfilmung und Aufzeichnung der Interviews danken. Ihr Geschick und Können hat an dem Gelingen des Projekts entscheidenden Anteil. Der Designerin Susan Dittes danken wir sehr herzlich für die Gestaltung dieses Bandes. Ein ganz besonderer Dank geht an Cornelia Kunert (Wien) für das wunderschöne Titelbild zu dieser Broschüre.

Mit diesem Projekt – Interviews und Broschüre – soll einerseits das schon Erreichte aufgezeigt, andererseits aber auch ein grundlegender Wandel im Umgang der Kirche mit transsexuellen/transidenten Menschen angestoßen werden. Dabei geht es nicht um die Integration einer Minderheit in die Mehrheitsgesellschaft im Sinne einer Nivellierung der Unterschiede. Auch geht es nicht um eine bloße „Toleranz“ von Menschen, deren Status damit letztlich umstritten bleibt. Vielmehr geht es um die Gestaltung der kirchlichen Gemeinschaft auf eine Weise, die niemanden aufgrund seiner Verschiedenheit ausgrenzt, diese vielmehr als Einladung begreift, die Welt einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Akzeptanz und Wertschätzung von Verschiedenheit ist das fruchtbare Prinzip auf dem Wege zur Gemeinsamkeit, zu einer Einheit in Verschiedenheit und Vielfalt. Denn das ist die Größe Gottes: Er ist Schöpfer und Dirigent, aber eben mit dem Geschenk der Freiheit an den einzelnen Menschen, die Möglichkeiten und Eigenheiten, die ihm von Gott gegeben wurden, in Verantwortlichkeit ausschöpfen zu können. Die Menschen, alle Menschen sollen erfahren, dass sie von Gott gewollt und bejaht sind, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität. Sie können ihre Stärken und Erfahrungen einbringen und in den Angeboten der Kirche und im Umgang miteinander und Austausch untereinander erfahren sie Wertschätzung und Ermutigung.

Die Wahrnehmung von Verschiedenheit und Vielfalt ist eine Bereicherung nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der kirchlichen Gemeinschaft, indem ein Prozess des wechselseitigen Verstehens in Gang gesetzt wird, der Stereotype aufbricht und zu einer wertschätzenden Begegnung mit Menschen und deren Lebensgeschichten führt. Wenn Kirche nicht inklusiv sein will, ist keine Kirche der Vielfalt möglich. Oder provokant ausgedrückt: Kirche muss inklusiv sein wollen, oder sie hört auf, Kirche zu sein.

Wir möchten nicht schließen, ohne uns zu bedanken bei dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) für die großzügige Förderung und Unterstützung, die diesem Projekt zuteil geworden ist.

31. Oktober 2016

Livia Prüll, Johanna Schmidt-Räntsch

Gerhard Schreiber, Petra Weitzel

Transidentität / Transsexualität gestern und heute

„Fix Society PLEASE !“ –
„Bringt die Gesellschaft in
Ordnung, BITTE !“

LEELAH ALCORN¹⁴



Lili Elbe

G 28.12.1887 – Vejle, Dänemark*

† 12.9.1931 – Dresden, Deutschland

Seit rund 100 Jahren kennt man in Deutschland den Begriff Transsexualität. Seine heutige Deutung geht im Wesentlichen auf Magnus Hirschfeld, Deutschlands weltweit bekanntesten Sexualwissenschaftler, zurück.¹

Die Wende: Magnus Hirschfeld

Hirschfeld hatte erkannt, dass die Geschlechtsmerkmale einiger Personen, die er in den 1920er Jahren in seiner Sprechstunde hatte, jenseits dessen lagen, was den Aussagen dieser Menschen über ihr Geschlecht entsprach, und befasste sich seitdem intensiv mit dem Thema Transsexualität. Dies schloss die Frage nach geschlechtsangleichenden Maßnahmen ein. Einige seiner Patienten hatten von mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen mit „Geschlechtsumwandlungen“ an Tieren gehört und brachten die Hoffnung mit, man könne das auch an Menschen erfolgreich vornehmen.² Der Bedarf an geschlechtsangleichenden Maßnahmen war also offensichtlich schon da, nur die tatsächliche Möglichkeit dazu sprach sich gerade erst ganz langsam herum. 1931 berichtete die Presse³ über eine spektakuläre „vollständige Geschlechtsumwandlung“ vom Mann zur Frau. Der dänische Maler Einar Wegener, nun Lili Elbe, war eine der Ersten, wenn nicht die erste Frau weltweit, an der operative geschlechtsangleichende Maßnahmen durchgeführt wurden.

Hirschfeld machte sich mit Eingaben an die Regierung der Weimarer Republik dafür stark, den Betroffenen einen ihrem wahren Geschlecht entsprechenden

Vornamen in amtlichen Dokumenten zu ermöglichen – leider ohne Erfolg.

Den großen Umfang seiner Tätigkeiten kann man heute nicht mehr voll erfassen, denn wertvolle Aufzeichnungen von Hirschfeld sind nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 verloren gegangen, das von ihm gegründete Berliner Institut für Sexualwissenschaft wurde geplündert.

Die heutige wissenschaftliche Sicht

Damals wie heute beschäftigt sich wissenschaftlich nur eine kleine Anzahl von Menschen mit dem Thema. In den 1970er Jahren neu geschaffene Lehrstühle und Institute im Bereich Sexualwissenschaften an Universitäten wurden wie z.B. das Institut für Sexualwissenschaft in Frankfurt am Main 2006 wieder ersatzlos gestrichen bzw. geschlossen.

Ärzte, die ausreichende Erfahrung bei der Behandlung transidenter Menschen haben, also mit einer mindestens dreistelligen Zahl transidenter Menschen zu tun hatten, wissen, dass transsexuelle und andere transidente Menschen nicht psychisch krank, sondern nur anders sind. Sie vertreten deshalb eine ausnahmslos positive Einstellung zu Fragen wie z.B., ob eine Geschlechtsangleichung für die, die das möchten, gut ist oder nicht. Eine Minderheit in der Medizin lehnt Transidentität aus zum Teil fundamental-religiösen oder möglicherweise wirtschaftlichen Gründen ab. Sie glauben immer noch, die Psyche sei in Fragen der geschlechtlichen Identität manipulierbar, und sind der Auffassung, die gleichen Methoden wie bei Sexualstraftätern auch bei transidenten Menschen anwenden zu können; damit lenken sie die Aufmerksamkeit von bestimmten Politikern und evangelikalen Zirkeln auf sich, was zu fatalen Fehleinschätzungen führt. Spektakuläre Fälle wie der von „Alex“, bei der einer alleinerziehenden Mutter das Sorgerecht für ihr transidenten Kind zu Unrecht entzogen wurde,⁶ weil „Experten“ einer renommierten Berliner Universitätsklinik behaupteten, die Mutter hätte die Transidentität ihres Kindes erst verursacht, sind nur die Spitze des Eisbergs. Die Selbsteinschätzung dieses Jugendlichen wird dabei völlig ignoriert. Der Versuch, Erwachsene und sogar Kinder zu einem anderen Geschlecht, als dem ihrem Wissen entsprechenden, hin zu „therapieren“, endet häufig im Suizid¹¹.

Das Bild von Transsexuellen in der Öffentlichkeit

Die Bilder, die der Durchschnittsmensch auf der Straße mit Transsexualität assoziiert, sind medial bestimmt. Da sieht man regelmäßig bunte Menschen aus der ersten Reihe bei einem Christopher Street Day (CSD) und bekommt dazu den Kommentar, Lesben, Schwule und Transsexuelle demonstrieren für ihre Rechte. Die Boulevardpresse und ihre Onlinependants haben oft kein Interesse daran, der Lebenswirklichkeit entsprechende Menschen zu präsentieren und bevorzugen die, die ihnen exotisch erscheinen. Wirkliche transidente Idole sind Mangelware.

Bist Du
schon
operiert?

Das ist die Frage Nr. 1 auf der Liste der respektlosesten Fragen,⁴ die Journalist_innen und andere Mitmenschen einem transidenten Menschen stellen können. Du warst doch früher mal eine Frau / ein Mann? Diese Frage Nr. 2 auf besagter Liste zeugt von absolutem Unverständnis. Warum soll jemand, der im Kopf schon immer ein Mann war, früher einmal eine Frau gewesen sein? Wir bekommen doch eigentlich beigebracht, dass man über Menschen nicht nach dem äußeren Anschein urteilen soll. Im Inneren bleibt alles gleich und war schon immer da.

Immerhin kennt fast jeder auf der Straße mittlerweile den Begriff transsexuell, doch ist es um ein wirkliches Wissen, was mit diesem Begriff gemeint ist (ganz zu schweigen von einem wirklichen Verständnis) nach wie vor schlecht bestellt. Die häufige Assoziation des Wortteils „sexuell“ mit sexuellem Handeln führt uninformierte Menschen in die Irre. Diesem Umstand ist denn auch die Entstehung des Begriffs Transidentität zu verdanken, der das Sein und nicht das Tun betont. Es ist jedoch immer den Träger_innen dieser Eigenschaften zu überlassen, wie sie es benennen. Die geschlechtliche Selbstdefinition ist zu respektieren.¹²

Der fachliche Expertenstatus und die Definitionshoheit zum Thema wird seit der Berichterstattung über Lili Elbe meist der Medizin zugeschrieben, also Psychiater_innen oder Psychotherapeut_innen.³ Die eigentlichen Expert_innen über sich selbst, die transsexuellen Menschen, wurden und werden so indirekt zu bloßen Objekten erklärt, über die man spricht, aber als Expert_innen über sich selbst und dieses Thema an sich erst in jüngster Zeit zu Wort kommen lässt.

Medizinische und rechtliche Fortschritte

Die medizinischen Möglichkeiten sind seit 20 Jahren zumindest bei der Geschlechtsangleichung zu einem weiblichen Körper sehr weit fortgeschritten und die Ergebnisse optisch und funktionell sehr gut. Bei der Angleichung zum männlichen Erscheinungsbild gab es große Fortschritte, aber es gibt weiterhin Verbesserungspotential. Ganz anders ist die Situation auf rechtlichem und sozialem Gebiet. Die Möglichkeit, die vom bei der Geburt notierten Geschlecht abweichende Geschlechtsidentität, d.h. das Wissen um das eigene Geschlecht, rechtlich anerkennen zu lassen, gibt es erst seit 1981 und ist immer noch an hohe Hürden gekoppelt, nämlich an die Einholung zweier unabhängiger psychiatrischer oder psychologischer Gutachten. Diese Voraussetzungen sind im Vertrauen auf die Annahme entstanden, dass Menschen, die so etwas Außergewöhnliches wollen, erst einmal auf ihren Geisteszustand hin untersucht werden müssen. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass transidente Menschen Anträge auf Änderung ihres Vornamens und ihres Geschlechtseintrags nicht leichtfertig stellen. Mehr als 99,5% der Antragsstellenden überwinden diese Hürden.⁷ Der Anteil der Menschen, die diese Änderungen wieder rückgängig machen, ist verschwindend gering.⁸ Es besteht also nicht wirklich Grund zum Zweifel. Bis in die jüngste Vergangenheit hatten transidente Menschen bei der Debatte über solche Regelungen jedoch nichts mitzureden und die Befürworter der umrissenen Bedingungen sind zum Teil nicht frei von pekuniären Interessen.

DIE AUTORIN



Petra Weitzel

Petra Weitzel ist zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der dgti e.V., langjährige Beraterin für transidente Menschen und verantwortlich für die Organisation von Aufklärungsprojekten zu Trans für die Allgemeinheit und Fortbildung für Berater_innen transidenter Menschen. Sie ist aktiv in der „Projektgemeinde nicht nur für Schwule und Lesben“, beheimatet in der Gethsemanekirche Frankfurt am Main.*

Die soziale Situation transidenter Menschen

21% der transidenten Menschen in Deutschland sind arbeitslos,⁷ hauptsächlich, weil man ihnen während der Übergangszeit, der Transition, gekündigt hat. Ein Bruch in der Biographie zwingt diese Menschen, sich zu outen, wenn sie einen neuen Arbeitsplatz suchen.

Es gibt immer noch Sportveranstaltungen bei denen man transidenten Menschen unlautere Wettbewerbsvorteile andichtet, weil man ihnen in Unkenntnis der Sachlage das Vorhandensein der falschen Hormone im Körper unterstellt.¹³ Zum Beispiel hat eine Frau mit der Eigenschaft Transsexualität und medizinischer Angleichung nichts im Körper was diesen leistungsfähiger machen könnte als den anderen Frauen.

Von der KiTa über die Schule bis ins Studium und dann im Arbeitsleben: Es gibt keinen Bereich, in dem nicht jemand Stolpersteine für transidente Menschen bereithält. Bildungspläne, die daran etwas ändern könnten, werden von fundamentalistisch religiösen Gruppen mit Scheinargumenten bekämpft. Arbeitgeber übersehen nach meiner Erfahrung zu oft ihre Pflicht, ihre Mitarbeiter zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) schulen zu müssen.

Hat sich also in den letzten 100 Jahren nichts geändert? Wo sind die Menschen, die für uns, wie wir sind, und auch nach außen sein wollen, Partei ergreifen?

Persönliche Schlussfolgerungen

Ich vermute, dass die Menschen zu wenig über das Thema Transsexualität wissen.

Transidente Menschen müssen sichtbarer werden, damit jemand, der transident ist, sich ohne Schamgefühle seinen Mitmenschen offenbaren, „outen“, kann und Gleichgesinnte ein Rollenmodell haben. Für Kinder und Jugendliche ist das in zweierlei Hinsicht besonders wichtig. Nicht-transidente Kinder und Jugendliche erkennen, dass transidente Kinder, bis auf ihren von der Geschlechtsidentität abweichenden Körper, wie sie selbst sind. Transidente Kinder und Jugendliche wiederum haben das Gefühl, nur ein wenig anders als die anderen Kinder und Jugendlichen zu sein, und dass sie ihr Leben wie diese gestalten können. Es kann das Leben transidenter Menschen sprichwörtlich retten,¹⁰ wenn auf der einen Seite ein verständnisvolles Umfeld und auf der anderen Seite ein frühzeitiges Begleit- und Hilfsangebot bereitsteht. Es ist eine Aufgabe für jeden in der Gesellschaft, dafür zu sorgen, dass Menschen angeborene Eigenschaften, die niemandem schaden, und hier solche, die zunächst unsichtbar sind, nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden. Menschen, die Begriffe wie „Transsexualisierung“ verwenden, ein Schlagwort aus der populistischen Szene, das Ansteckungsgefahr suggeriert, halte ich den Spiegel vor. Wäre das so, müssten diese Leute, die sich selbst so ausdauernd damit beschäftigen, schon beim Arzt gewesen sein.

Auf 430 Geburten in Deutschland kommt nach aktueller Datenlage ein Mensch, der später eine Vornamens- und Personenstandsänderung nach dem „Transsexuellengesetz“ durchführen lässt.⁹ Darin sind Menschen, die sich diesem in Teilen entwürdigenden Verfahren nicht aussetzen möchten, nicht einmal enthalten.

Diese und die 172.000 transidenten Menschen in Deutschland mit rechtlicher Anerkennung ihrer geschlechtlichen Identität haben wie alle Menschen Anspruch auf ein Streben nach Glück, auf die Unantastbarkeit ihrer Würde wie auch das Recht, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten.

Es gibt nur einen richtigen und guten Weg für transidente Menschen: den eigenen, selbstbestimmten Weg. Die Vielfalt der Schöpfung ist eine Stärke, die es zu nutzen gilt.

1 Magnus Hirschfeld (Hg.), Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Stuttgart: Püttmann 1923. 2 Max Marcuse, „Ein Fall von Geschlechtsumwandlungstrieb“, in: Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, Bd. 6, 1916, S. 176-192. 3 Sabine Meyer, „Wie Lili zu einem richtigen Mädchen wurde“, Lili Elbe: Zur Konstruktion von Geschlecht und Identität zwischen Medialisierung, Regulierung und Subjektivierung, Bielefeld: Transcript 2015 (Queer Studies, Bd. 9), S. 196f. u. S. 338; Daniela Noack, „Transsexualität: Kinder und Jugendliche mit Geschlechtsidentitätsstörung“ (23.05.2015), in: http://www.wiesbadener-tagblatt.de/vermischtes/journal/transsexualitaet-kinder-und-jugendliche-mit-geschlechtsidentitaetsstoerung_15442037.htm [abgerufen am 13.11.2016]. 4 Calpernia Addams, „50 bad questions to ask a transsexual“, in: <https://www.youtube.com/watch?v=DjqsB1huDxg> [abgerufen am 13.11.2016]. 5 entfällt 6 Heide Oestreich, „Charité will Alex nicht aufnehmen“, in: <http://www.taz.de/!5095932/> [abgerufen am 13.11.2016]. 7 Bernd Meyenburg, Karin Renter Schmidt, Gunter Schmidt, „Begutachtung nach dem Transsexuellengesetz“, in: Zeitschrift für Sexualkunde, Bd. 28, 2015, S. 107-120. 8 dgti e.V.: Anfrage an das Amtsgericht Frankenthal, zentral zuständig für TSG Verfahren in Rheinland-Pfalz, 2015: Zwischen 2004 und 2014 haben von 453 Antragsstellenden nach dem TSG zwei Personen erneute Anträge für eine Personenstandsänderung gestellt. 9 Geschäftsbelastung der Amtsgerichte in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, TSG- Verfahren, vgl. https://www.bundesjustizamt.de/DE/SharedDocs/Publikationen/Justizstatistik/Geschaeftsentwicklung_Amtsgerichte.pdf?__blob=publicationFile&v=9 [abgerufen am 13.11.2016]. 10 Johanna Olson et.al, „Baseline Physiologic and Psychosocial Characteristics of Transgender Youth Seeking Care for Gender Dysphoria“, in: Journal of Adolescent Health, Bd. 57, 2015, S. 374-380. 11 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Suizidfall_Leelah_Alcorn [abgerufen am 13.11.2016]; https://de.wikipedia.org/wiki/John_Money [abgerufen am 13.11.2016]. 12 BVerfG, 15.08.1996 - 2 BvR 1833/95. 13 Alexandra Vecchiato, „Transsexuelle Läuferin wird für Siege kritisiert“ in <http://www.sueddeutsche.de/bayern/lenggries-transsexuelle-laeuferin-wird-fuer-siege-kritisiert-1.3262748> [abgerufen am 27.11.2016]

Das Phänomen Transidentität in (kultur-)historischer Perspektive und die Konsequenzen für das christliche Weltbild

Livia Prüll

Prof. Dr. Livia Prüll arbeitet am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Mainz. Sie hat Medizin, Geschichte und Philosophie studiert und beschäftigt sich vor allem mit medizinhistorischen/medizinethischen Themen des 19. bis 21. Jahrhunderts. Ein Forschungsgebiet ist die Geschichte und Ethik der Transidentität.



Es ist keinesfalls selbstverständlich, dass man sich für den geschichtlichen Hintergrund eines Themas interessiert. So kann man auch dann Auto fahren, wenn man nicht weiß, dass das Modell T von Ford bis 1972 das meistverkaufte Auto der Welt war und erst dann vom VW Käfer überholt wurde. Beim Thema Transidentität ist dieser Sachverhalt etwas anders. Der zum Teil heute noch skandalöse Umgang mit transidenten Menschen (das heißt mit solchen Personen, deren körperliches und empfundenes Geschlecht nicht übereinstimmen) und die zahlreichen Diskriminierungen, denen diese Menschen ausgesetzt waren und sind, lässt schnell nach den Gründen dafür fragen. In diesem Zusammenhang stellt sich dann ebenfalls schnell die Frage, ob dies denn eigentlich schon immer so war. Nicht umsonst nimmt Petra Weitzel in ihrem Beitrag auf Magnus Hirschfeld (1868-1935) Bezug, der sich schon seit der Jahrhundertwende für transidente Menschen eingesetzt hat. Und auch Johanna Schmidt-Räntsch nimmt in ihrem Beitrag zu den rechtlichen Perspektiven des Themas Bezug auf den historischen Kontext, indem sie das „Transsexuellengesetz“ von 1980 mitsamt des Kontextes und den Veränderungen bis heute thematisiert.

Daher werfen wir auf den folgenden Seiten den Blick zurück. Wir werden fragen, warum und inwiefern das Thema „Transidentität“ oder „Transsexualität“ überhaupt zu einem Thema geworden ist. Dabei werden wir zunächst einen kurzen Streifzug durch die Geschichte machen, um danach in einem zweiten Teil zu analysieren, welche Gesichtspunkte bei der Beurteilung dieses Prozesses wichtig sind. Wir werden sehen, dass es vor allem die kulturhistorische Betrachtung ist, die uns einen Schlüssel für das Verständnis des Phänomens und für die Diskriminierung seiner Träger_innen gibt. Und wir werden auch sehen, welche Konsequenzen dies für die Einordnung des Phänomens Transidentität in das christliche Weltbild hat.

1. Die Geschichte der Transidentität in Grundzügen

Tauchen wir in die Geschichte des Phänomens ein, so stellen wir zunächst erstaunt fest, dass „Transidentität“ vor 1800 letztlich kein Thema war. Es sind aus der Zeit bis 1800 nämlich keine gesellschaftspolitischen Debatten überliefert, die uns Hinweise darauf geben könnten, dass es sich bei dem Thema um ein größeres Problem gehandelt hätte. Und dies, obwohl es in früheren (und teilweise auch jetzigen) Kulturen Menschen gab und gibt, die sich betreffend Kleidung und Verhalten nicht nach ihrem bei der Geburt notierten Geschlecht richteten und richten.¹ Beispielsweise lebte ein französischer Geheimdiplomate am Hof des Zaren in St. Petersburg zeitweise als Frau. Wichtig war anscheinend, dass er seine Rolle richtig ausfüllte, nicht aber, ob er wirklich eine biologische Frau war. Das soziale Geschlecht stand also im Mittelpunkt des Interesses. Noch im 18. Jahrhundert war auch nicht klar, wie der Mensch eigentlich gezeugt wird.²

Das sollte sich erst im 19. Jahrhundert ändern. Schon während der Aufklärung, also gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wurde der Mensch von zeitgenössischen Wissenschaftlern im Rahmen der Emanzipation von kirchlich-religiösen Einflüssen als Naturwesen betrachtet. Damit wurde er auch in seiner Entwicklung den Naturgesetzen unterworfen. Unterschiede zwischen den Menschen wurden auf morphologische Tatbestände zurückgeführt, man differenzierte verschiedene Menschenrassen und meinte zum Teil auch, verschiedene Wertigkeiten dieser Rassen ausmachen zu können.³ Im 19. Jahrhundert nun intensivierte sich dieser Trend. Der Mensch des bürgerlichen Zeitalters unternahm intensive Bemühungen, die Welt im Rahmen des Aufstiegs von Wissenschaft und Bildung zu analysieren und vor allem zu organisieren.⁴

An diesem Prozess beteiligte sich vor allen Dingen auch die in dieser Zeit entstehende naturwissenschaftliche Medizin. Sie suggerierte auf dem Boden des wiederholbaren, kontrollierten Experiments eine Objektivität ihrer Ergebnisse. Sie bekam die „Deutungsmacht“ für Gesundheit und Krankheit und erklärte mit Hilfe von anatomischen Studien die unterschiedlichen Menschentypen.⁵ Die Abstammungslehre von Charles Darwin (1809-1882), der die Auslese der Arten für die Tierwelt beschrieb, wurde als „Sozialdarwinismus“ von Medizinern und Biologen auf den Menschen übertragen. Vor allem wurde von der Medizin nach 1850 der atemberaubende Schritt vollzogen, Charakter und Sozialverhalten des Menschen mit seinem körperlichen Zustand zu koppeln. Gesellschaftliches Funktionieren wurde in Bezug zur Beschaffenheit des Körpers gesetzt. Das war eine Selbstbestätigung der vermeintlich produktiven und nützlichen Teile der Gesellschaft. Andererseits fahndeten Mediziner nach denjenigen, die die Gesellschaft mit ihrem schlechten Erbgut und ihren unerwünschten Angewohnheiten und Verhaltensweisen belasteten. Rechtsmediziner glaubten, Verbrecher an ihrer äußeren Erscheinung erkennen zu können.⁶

Nur diese Erklärungen machen den gewaltigen Schritt deutlich, den die Kopplung des Körperlichen und des Seelischen auf die Betrachtung der Geschlechter des Menschen bedeutete. Die soziale Rolle und der Charakter von Mann und Frau wurden als morphologisch von Geburt an determinierte Konstanten ausgemacht. Das bipolare Geschlechterbild, die Unterscheidung von Mann und Frau sowohl in der Morphologie als auch in Fähigkeiten und Verhaltensweisen, wurde erst jetzt, im 19. Jahrhundert, geschaffen.⁷ Es ist kaum verwunderlich, dass in dieser Atmosphäre für alles, was „zwischen“ den Geschlechtern lag, nämlich vor allem Homosexuelle mit einer Geschlechtsausrichtung, die auf das eigene Geschlecht bezogen war, sowie „Transvestiten“ (damals die Bezeichnung für transidente Menschen), deren Geschlechtsidentität nicht dem eigenen Körpergeschlecht entsprach, kein Platz war. Transidente Menschen wurden als Träger_innen degenerierten Erbguts und letztlich als Fehlschläge der natürlichen Entwicklung und kranke Individuen betrachtet.⁸

Die Leitinstanz, die für die medizinische und gesellschaftspolitische Zementierung dieser Ansichten zuständig war, war die zeitgenössische Psychiatrie. Diese fühlte sich dafür zuständig, die seelische Volksgesundheit zu schaffen bzw. zu erhalten. In diesem Kontext gerieten auch transidente Menschen in das Fadenkreuz eines Faches, das seine Anerkennung in einem Screening der Bevölkerung suchte, um im Zeichen des Aufstiegs der Rassenhygiene erbgeschädigte soziale Gruppen zu identifizieren und mittels Ausgrenzung zu kontrollieren.⁹ Und es sind vor allem zwei Fachvertreter, die für das Schicksal transidenter Menschen entscheidend wurden.

Der Berliner Psychiater Carl Westphal (1833-1890) war der erste, der das Phänomen der Transidentität in einem Aufsatz beschrieb. Gemäß der Sprachweise des 19. Jahrhunderts war er Hirnforscher und suchte die Ursachen der Geisteskrankheiten im Körper. Die „conträre Sexualempfindung“ gehörte zu den „angeborenen Perversitäten des Fühlens, Vorstellens und Handelns“. Westphal hatte die Chance, die Transidentität durch die Schilderungen seiner Patienten detailliert kennenzulernen, denn er hörte Beschreibungen des Phänomens, die wir heute sofort zuordnen könnten. Aber Westphals Blick war durch den zeitgenössischen Kontext, in dem er lebte, gefärbt. Er suchte nach körperlichen Symptomen der „conträren Sexualempfindung“ und setzte sie mit dem Charakter, dem Sozialverhalten und der erblichen Belastung in Verbindung. Der Trans*mensch war für ihn körperlich und seelisch krank und potentiell ein Betrüger. Die weibliche Kleidung der Trans*frau galt ihm zuweilen als „Verkleidung“.¹⁰

Der Grazer Psychiater Richard von Krafft-Ebing (1840-1902) bezog sich auf Westphals Ergebnisse. Auch er suchte in körperlichen Erscheinungsformen nach der Grundlage der Geisteskrankheiten. Die Basis seiner Betrachtungen der Trans*menschen war eine Typologisierung von Mann und Frau nicht nur im Körperlichen, sondern auch im Sozialverhalten. Krafft-Ebing war sich sicher: „Muss das Weib allein den Kampf ums Dasein bestehen – so manche Wittve – dann erliegt sie leichter und rascher als der Mann“¹¹. Vor dem Hintergrund dieser bipolaren Fixierung war die „conträre Sexualempfindung“ eine Verirrung, eine „perverse Sexualempfindung“, obwohl auch ihm so wie vorher Westphal typische Leidensgeschichten von transidenten Menschen zugänglich waren. Aber es galt ihm als eine Krankheit und diese war erblich, ihre Träger_innen hatten eine „neuropathische Belastung“. Die Entwicklung des Leidens wurde von Krafft-Ebing systematisiert, vor allem wurden Homosexualität und Transidentität in ein kohärentes Krankheitsbild gegossen: Alles begann mit dem Onanieren im Jugendalter. Dies führte zur Zuwendung zum gleichen Geschlecht. Dann steigerte sich dies zur Wesensveränderung mit dem Wunsch nach einer äußerlichen Angleichung an das Gegengeschlecht, um sich selbst für das gleiche Geschlecht attraktiver zu machen. Schließlich endete diese Entwicklung in einer körperlichen Angleichung an das Gegengeschlecht. Letzteres geschah auf der Basis von Wahnvorstellungen, einer „Paranoia“.¹²

Westphal und Krafft-Ebing prägten das Bild des Trans*menschen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein und Versatzstücke ihrer Theorien betreffend Trans* lassen sich bis heute in Äußerungen von Zeitgenossen finden. Bestechend ist vor allem die zum Teil fehlende inhärente Logik in ihren Darstellungen, indem vage Andeutungen von körperlichen Befunden überinterpretiert werden und trotz dokumentierter Unkenntnis über das Wesen des Phänomens pseudowissenschaftlich philosophiert wird. Verführerisch für die Akzeptanz ihrer Befunde war aber vermutlich auch die ebenfalls dokumentierte Zuwendung zu ihren „Patienten“. Übersehen werden konnte so, dass sowohl Westphal als auch Krafft-Ebing ihren Schützlingen keine Chance einräumten: Letztere waren für Krafft-Ebing „Stiefkinder der Natur“. Für die „Unglücklichen“ blieb nur „Trost“ und „sittliche Rehabilitation“.¹³

In der Psychiatrie blieb das Phänomen eine erbliche Krankheit, die im Rahmen einer diffusen Vermischung mit der Homosexualität gar nicht schlüssig definiert werden konnte. Der schon erwähnte Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld war eine Ausnahme. Er beschäftigte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts empathisch zugewandt mit Trans*menschen. Er hörte ihnen zu und versuchte, aus deren Schilderungen Erklärungsversuche abzuleiten, ohne sich allein auf vorhandene psychiatrische Krankheitseinteilungen zu verlassen. Ferner setzte er sich für Bescheinigungen ein, die „Transvestiten“ die Bewegung im öffentlichen Raum gestatteten. Sein 1919 gegründetes Institut für Sexualwissenschaft war das erste seiner Art in der Welt, eine Forschungs-, aber auch eine Betreuungs- und Begegnungsstätte.¹⁴ Hirschfelds Arbeit profitierte von den Liberalisierungsbestre-

bungen der Weimarer Republik, die es gleichzeitig unterstützte. Trans*menschen hatten eigene Lokale, in denen sie sich treffen und Kontakte knüpfen konnten. Ästhetische Operationen an Kriegsverehrten sowie Transplantationsversuche von körperlichem Gewebe, die seit Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurden, befeuert die Entwicklung von Verfahren zu geschlechtsangleichenden chirurgischen Eingriffen. Einar Wegener (1882-1931), der dann nach seiner Geschlechtsangleichung als „Lili Elbe“ lebte, wurde zur medienwirksamen Trans*frau. Auch in der Öffentlichkeit wurde das Phänomen verstärkt wahrgenommen.¹⁵

An der Grundeinstellung gegenüber Trans*, geprägt durch die zeitgenössische Psychiatrie, änderte sich aber zunächst nicht viel. Im Gegenteil: Die Zeit des Nationalsozialismus brachte einen deutlichen Rückschlag, indem „Transsexuelle“ im Rahmen ihrer Vermischung mit Homosexuellen als erbgeschädigte Nicht-Volksgenossen verfolgt und zum Teil in Konzentrationslagern ermordet wurden. Magnus Hirschfelds Institut wurde 1933 von den Nationalsozialisten zerstört, er selbst starb 1935 in Nizza im Exil.¹⁶

Nach 1945 fand sich in den Demokratien der westlichen Welt insofern ein Anknüpfungspunkt an die Weimarer Republik, als einige Trans*frauen und Trans*männer in den 1950er Jahren in der Öffentlichkeit bekannt wurden. Zu nennen sind hier Christine Jorgensen (1926-1989) in den USA und Roberta Cowell (1918-2011) in England – beide mit Ausstrahlung auf die gesamte westliche Welt. Beide wurden jedoch mit einer Bevölkerung konfrontiert, die sich stark an das bipolare Geschlechtermodell klammerte, das im 19. Jahrhundert mit dem Vormarsch bürgerlicher Werthaltungen so wirkmächtig verankert worden war. Jorgensen und Cowell blieben letztlich exzentrische Figuren, die mit einer Mischung von Bewunderung und Verachtung betrachtet wurden.¹⁷

Daran änderte sich auch Ende der 1960er Jahre nichts, als sich im Rahmen der sozialen Bewegungen bei den „Christopher Street Day Riots“ Trans*menschen zusammen mit Schwulen und Lesben mit der amerikanischen Polizei Straßenschlachten lieferten und eben diese Minderheiten verstärkt um ihre Rechte kämpften. Erfolgreich im Hinblick auf eine zunehmende Emanzipation waren in den folgenden Jahrzehnten aus unterschiedlichen Gründen die beiden letztgenannten Gruppierungen, während die transidenten Menschen eher im Hintergrund blieben und weiterhin schweren Diskriminierungen ausgesetzt waren.¹⁸ Eine veränderte Situation ergab sich eher durch Impulse aus der Medizin. In den USA wirkte der Psychiater Harry Benjamin (1885-1986), der Magnus Hirschfeld 1907 kennengelernt hatte und in dessen Sinne eine den transidenten Menschen zugewandte Medizin betrieb. Auf der Basis von Behandlungszentren sollte diesen Menschen mithilfe von psychologischer Beratung sowie Hormonbehandlung und chirurgischen Maßnahmen geholfen werden. Die Transmenschen wurden somit von unheilbaren Patienten zu solchen, die aktiv behandelt und in den Fürsorgestaat integriert wurden.¹⁹

Benjamin hatte seit dieser Zeit einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die deutsche Psychiatrie und die Lehre Magnus Hirschfelds kehrte somit sehr spät wieder nach Deutschland zurück. In den 1970er Jahren machte man sich Gedanken über eine geeignete Therapiemethode. Sollte man das gesamte Arsenal der Möglichkeiten ausschöpfen und Transidentität gleichsam „wegoperieren“ oder sollte die Psychotherapie dazu dienen, die Betroffenen zu „heilen“, indem man sie von ihren Vorstellungen abbrachte? Auf alle Fälle wurden die transidenten Menschen als Patient_innen akzeptiert, wobei das

1981 in Kraft getretene „Transsexuellengesetz“ hilfreich war, da es den Zugang zur Personenstandsänderung regelte und Transidentität gleichsam legalisierte, wobei allerdings durch die Abhängigkeit der Entscheidung von psychiatrischen Gutachten eine problematische Verschränkung von rechtlichen und medizinischen Gesichtspunkten erfolgte (vgl. den Beitrag von Johanna Schmidt-Räntsch in diesem Band).²⁰ Im Rahmen der Einordnung als „Geschlechtsidentitätsstörung“ kamen transidente Menschen jetzt auch in den Genuss medizinischer Dienstleistungen.

Es sollte schließlich noch bis 1995 dauern, bis die Psychiatrie und die Sexualwissenschaftler in Deutschland sich von der Idee verabschiedeten, dass es sich bei Transidentität um eine Krankheit handele. Wichtig waren in diesem Zusammenhang die Stellungnahmen des Sexualwissenschaftlers Volkmar Sigusch, der noch in den 1970er Jahren am sinnlosen „Therapieren“ von Trans*menschen mitgewirkt hatte und jetzt feststellen musste, dass die Suche nach Krankheitsursachen zu keinem Erfolg geführt hatte. Diese Erkenntnis von Vertretern der psychiatrisch-psychotherapeutischen Fächer wurde von erheblichen gesellschaftlichen Veränderungen in der Bundesrepublik begleitet, die im Kern auf eine Akzeptanz unterschiedlicher Kulturen, Religionen und verschiedensten Minoritäten im Land hinausliefen. Diese Veränderungen, die hier nicht dargestellt werden können, betreffen auch Menschen mit unterschiedlicher Geschlechtsausrichtung und -identität. Sie beinhalten eine „Entpathologisierung“ des Phänomens Transidentität und das Zugeständnis auf „Empowerment“, das heißt auf ein selbstbestimmtes Leben eben dieser „Betroffenen“. Die entsprechenden Prozesse dauern bis heute an und sind noch nicht abgeschlossen.²¹

2. Konsequenzen: Trans* in Kulturgeschichte und Religion

Wir konnten uns in dieser kurzen Darstellung einen groben Überblick über die Geschichte der Transidentität mit einem Schwerpunkt auf der Situation in Deutschland verschaffen. Das ist wichtig, denn die historische Betrachtung stellt einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des Phänomens „Trans*“ dar, weil wir seinen Charakter letztlich nur so entdecken können. Ferner können wir daraus auch Maximen für unser zukünftiges Handeln angeben.

So wird aus der Betrachtung des geschichtlichen Verlaufs zunächst einmal deutlich, dass die Problematisierung des Phänomens „Trans*“ ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Die strikte Differenzierung der Geschlechter und die Entwicklung eines bipolaren Geschlechtermodells sowie die daraus sich ableitende Ausgrenzung von all dem, was „dazwischen“ liegt, ergab sich nicht aus den Ergebnissen einer „objektiven“ Naturbetrachtung, sondern war ein Konstrukt der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ordnungsversuche. Die Medizin (und hier vor allem die Psychiatrie) reihte sich in diese Bestrebungen ein, sie machte mit. Ihre Fachvertreter_innen bestimmten nicht allein den Takt. Vielmehr waren sie Teil der bürgerlichen Bewegung und teilten vorherrschende Werthaltungen und Orientierungen. Die Ableitungen von Erkenntnissen aus dem Morphologischen sollten unterstützend wirken, aber sie funktionierten nicht. Ergänzend wurden Wissenslücken mit moralisierenden und ideologischen Pseudoverkenntnissen gestopft und damit inhärent unlogische Texte in einer zum Teil brutalen Sprache produziert.

Es waren diese Texte, die seitdem das Verhältnis der Gesellschaft zu transidenten Menschen bis etwa in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts stark beeinflussten, obwohl es damals und auch nachfolgend nie gelang, irgendeinen pathologischen Sachverhalt aus den beobachteten Phänomenen zwingend abzuleiten. Wir sehen daher, dass uns medizinische Lehrbücher nicht weiterhelfen, wenn wir das Transphänomen verstehen wollen. Wir brauchen hierzu vielmehr die Sprache der „Betroffenen“ selbst und kulturgeschichtliche Betrachtungen. Dann erst sehen wir, dass das Phänomen Transidentität eine Spielart der menschlichen Existenz ist, die, wenn auch zahlenmäßig begrenzt, so doch praktisch zeitlos in menschlichen Kulturen existiert hat. Wir sehen ferner, dass es sich nicht um die Wahnwelten kranker Menschen handelt, sondern um Identitäten von Menschen, die wie Menschen mit anderen Identitäten auch in der Gesellschaft wirken und „ihr Leben meistern wollen.“

Fachvertreter_innen der Medizin haben die Konsequenzen aus dieser Situation gezogen und wirken heute an einer „Entpathologisierung“ von Transidentität mit. Einige bemühen sich, als Lebensbegleiter von transidenten Menschen zu wirken. Worin aber besteht die Herausforderung für andere kulturelle Subsysteme, wie beispielsweise die Religion und hier: den christlichen Glauben? Ergibt es auf der Grundlage unseres historischen Streifzuges irgendeinen Sinn, dass Theologen letztlich Neuroanatomien und Neurobiologen bedrängen, dass sie Beweise für die „Normalität“ von Trans* erbringen, um versichert sein zu können, dass es sich auch hier um „Geschöpfe Gottes“ handelt? Sicherlich nicht. Ergibt es auf der Grundlage unseres Streifzuges Sinn, auf der Grundlage der Konstruktionen des 19. Jahrhunderts in freikirchlicher Manier vor dem Hintergrund des Glaubens an einen zeitlosen Mythos der Kleinfamilie transidente Menschen als Irrläufer der Natur zu betrachten, die „bereuen“ müssen? Sicherlich auch nicht.

Vielmehr bietet die kulturhistorische Betrachtung in ihrer gleichsam zeitlosen Evidenz für das Phänomen „Trans*“ die kohärenteste und glaubwürdigste Möglichkeit für Christen, um mit eben diesem Phänomen umzugehen: Transidente Menschen sind eine Spielart des Normalen und Ergebnis der Freiheit, die Gott dem Menschen, aber auch der Natur lässt. Letztere probiert und verändert und schafft die unterschiedlichsten Lebewesen. In diesem Sinne sind transidente Menschen auch Gottes Geschöpfe, die von Gott geschaffen wurden in der Verantwortung, sich mit den gott-gegebenen Gaben in das Leben sinnvoll einzubringen. Das evangelische Gesangbuch als Schatz christlicher Botschaften birgt viele Lieder, die eben diese Eigenverantwortlichkeit auf der Grundlage der eigenen Einzigartigkeit hervorheben, und auch den Schutz, den Gott auf dieser Grundlage gewährt, wenn „mich des Höchsten Arm bedeckt, alsobald im Mutterleibe, da er mir mein Wesen gab und das Leben, das ich hab und noch diese Stunde treibe.“ („Sollt ich meinem Gott nicht singen?“, Strophe 2).²²

Die schon erwähnte Roberta Cowell, die in England im Jahr 1952 ihre körperliche und rechtliche Geschlechtsangleichung öffentlich gemacht hat, wurde im Rahmen des kleinen Netzwerkes, das sie sich schaffen konnte, von einem Geistlichen, dem Kanoniker A.R. Milbourne aus Bristol, begleitet. Roberta Cowell war für ihn eine Herausforderung und er fragte sich damals in seiner Unsicherheit, ob nicht die Naturwissenschaften Licht in das Geheimnis des Phänomens bringen könnten. Auch müsste das Ganze doch noch theologisch durchdacht werden. Aber letztlich verließ er sich doch auf seine eigene Empathie. Er schrieb das Vorwort zu ihrer Autobiographie und betonte, sagen zu müssen, „dass ich der Autorin wirklich viel schulde für das Vertrauen und die Freundschaft, die sie mir schenkte, seit wir uns vor einiger Zeit das erste Mal trafen. Falls ihr Buch mich in Kontakt mit anderen bringt, die vergleichbare Erfahrungen gemacht haben, wird meine Bringschuld noch größer. Es müssen viele sein; und falls sonst nichts gewonnen wurde, die Offenheit der Geschichte, die auf diesen Seiten erzählt wird, könnte für sie [d.h. diese Menschen] von immenser Hilfe sein in deren eigenem Kampf, der aus der Natur der Sache heraus wahrscheinlich einer ist, den man alleine führt.“²³ Im Sinne von Milbourne können Religionsgemeinschaften, können die christlichen Kirchen und kann die evangelische Kirche ihren Beitrag dazu leisten, dass transidente Menschen eben nicht mehr alleine sind, sondern wie alle Geschöpfe Gottes als Mitglieder der christlichen Gemeinschaft anerkannt werden.

1 Für die jetzigen Kulturen vgl. z.B. die Männer auf Tonga (Ozeanien) oder die nordamerikanischen indigenen Völker: Vgl. Udo Rauchfleisch, *Transsexualität-Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie*, 5. Aufl., Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht 2016, S. 15. 2 Friedemann Pfäfflin, „Transgender Politics“, in: Katinka Schweizer et al. (Hg.), *Sexualität und Geschlecht. Psychosoziale, kultur- und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Eine Festschrift für Hertha Richter-Appelt*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2014, S. 55-62, hier S. 55f.; Dietlinde Goltz, „Samenflüssigkeit und Nervensaft. Zur Rolle der antiken Medizin in den Zeugungstheorien des 18. Jahrhunderts“, in: *Medizinhistorisches Journal*, Bd. 22, 1987, S. 135-163. 3 Vgl. dazu das Wirken von Samuel Thomas Soemmerring: Franz Dumont, „Soemmerring, Samuel Thomas von“, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 24, 2010, S. 532-533 [Onlinefassung], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118805193.html#dbcontent> [abgerufen am 29.09.2016]. 4 Siehe die in dieser Hinsicht immer noch sehr lehrreiche Darstellung von Reinhard Rürup, *Deutschland im 19. Jahrhundert*. 1815-1871, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992 [1984] (Deutsche Geschichte, Bd. 8); sowie Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2, Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution.“ 1815-1845/49, München: C.H. Beck 1987, Bd. 3, Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849-1914, München: C.H. Beck 1995. 5 Alfons Labisch, Reinhard Spree (Hg.), *Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel des 19. Und frühen 20. Jahrhunderts*, Bonn: Psychiatrie-Verlag 1989. 6 George L. Mosse, *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt am Main: Fischer 1990, S. 106f.; Ute Planert, „Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaft vom Leben“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Bd. 26, 2000, S. 539-576. 7 Vgl. dazu Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib*, 2. Aufl., Frankfurt und New York: Campus 1992. 8 Siehe zur Geschichte der Transidentität im 19. Jahrhundert: Rainer Herrn, *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2005; Susan Stryker, *Transgender History*, Berkeley, CA: Seal 2008. 9 Vgl. zur Geschichte der Psychiatrie im 19. Jahrhundert: Eric J. Engstrom, Volker Roelcke (Hg.), *Psychiatrie im 19. Jahrhundert*. Forschungen zur Geschichte von psychiatrischen Institutionen, Debatten und Praktiken im deutschen Sprachraum, Basel: Schwabe 2003. 10 Vgl. zu Westphal: Carl Westphal, „Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes“, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, Bd. 2, 1870, S. 73-108; wiederabgedruckt in: Carl Westphal's Gesammelte Abhandlungen, hg. von Alexander Westphal, Bd. 1, *Psychiatrische Abhandlungen – Reden und Berichte*, Berlin: Hirschwald 1892, S. 324-353, hier das Zitat auf S. 343; Barbara Dierse, Carl Westphal (1833-1890) – Leben und Werk. Vertreter einer deutschen naturwissenschaftlich orientierten Psychiatrie im 19. Jahrhundert, Diss.med., Universität Greifswald, 1995, bes. S. 115-117. 11 Richard von Krafft-Ebing, *Lehrbuch der Psychiatrie. Auf klinischer Grundlage für praktische Ärzte und Studierende*, 4. Aufl., Stuttgart: Enke 1890, S. 158. 12 Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia Sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie*, 9. Aufl., Stuttgart: Enke 1894, S. 194f., S. 225. Zu Krafft-Ebing siehe auch: Harry Oosterhuis, *Stepchildren of Nature. Krafft-Ebing, Psychiatry and the Making of Sexual Identity*, Chicago und London: University of Chicago Press 2000. 13 Richard von Krafft-Ebing, Vorwort zur neunten Auflage, in: ders., *Psychopathia Sexualis*, S. VI. Vgl. zu Westphal und Krafft-Ebing auch: Livia Prüll, „Das Unbehagen am transidenten Menschen. Ursprünge, Auswirkungen, Ausblick“, in: Gerhard Schreiber (Hg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin und Boston: De Gruyter 2016, S. 265-293. 14 Herrn, *Schnittmuster des Geschlechts*, S. 59. 15 Livia Prüll, *Trans* im Glück. Geschlechtsangleichung als Chance. Autobiographie. Medizingeschichte. Medizinethik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016, S. 160f.; Sabine Meyer, „Wie Lili zu einem richtigen Mädchen wurde“. Lili Elbe: Zur Konstruktion von Geschlecht und Identität zwischen Medialisierung, Regulierung und Subjektivierung, Bielefeld: Transcript 2015 (Queer Studies, Bd. 9). 16 Vgl. Herrn, *Schnittmuster des Geschlechts*, S. 157-165. 17 Zu Christine Jorgensen vgl.: Stryker, *Transgender History*, S. 47-50; zu Roberta Cowell vgl. Pagan Kennedy, *The First Man-made Man. The Story of wo Sex Changes, One Love Affair, and a Twentieth-Century Medical Revolution*, New York: Bloomsbury 2007, S. 104-113. 18 Stryker, *Transgender History*, S. 83-87 u. S. 91-105; Prüll, *Trans* im Glück*, S. 136f. 19 Vgl. Prüll, *Trans* im Glück*, S. 162f.; Harry Benjamin, *The Transsexual Phenomenon*, New York: The Julian Press 1966. 20 Annette-Kathrin Gildenring, „Zur ‚Psychodiagnostik von Geschlechtsidentität‘ im Rahmen des Transsexuellengesetzes“, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, Bd. 26, 2013, S. 160-174. 21 Vgl. Prüll, *Trans* im Glück*, S. 156-158; Volkmar Sigusch, *Geschlechtswechsel*, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1995. 22 *Evangelisches Kirchengesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau*, 10. Aufl., Frankfurt am Main: Brönners Druckerei 1957 [1951], Nr. 232. 23 A.R. Milbourne, „Preface“, in: Roberta Cowell, Roberta Cowell's Story, New York: British Book Centre Inc. 1954, S. VII-IX, siehe das Zitat (Übersetzung durch die Autorin) auf S. IX: „...I owe a very real debt to the writer for the confidence and friendship she has given me since we first met some time ago. If her book brings me into touch with others who have had comparable experiences, the obligation will be greater still. There must be many such; and if nothing else had been gained, the openness of such a story as is told in these pages could be of immense help to them in their own struggle, which in nature of things is likely to be a single-handed one...“.

Geschlechtliche Vielfalt als Thema der Theologie

„Etiketten gehören auf Konservendosen ... Ich bin, was ich bin – und ich weiß, was ich bin.“

MICHAEL STIPE

Geschlecht ist eine unser Denken, Fühlen und Verhalten grundlegend bestimmende anthropologische Gegebenheit. Es ist ein Merkmal, das Menschen von Geburt an eigen ist und zeitlebens eine wesentliche Rolle spielt. Eine Vorstellung von Geschlecht gibt es in allen Kulturen, Menschen ohne Geschlecht scheinen nicht vorstellbar. Überall werden Menschen in „männlich“ und „weiblich“ unterschieden, wobei die jeweils kulturell geltenden Kriterien variieren.

In dem in unserer Kultur vorherrschenden Alltagsbewusstsein ist Geschlecht vornehmlich leiblich-körperlich bestimmt. Ausschlaggebend für das Geschlecht eines Menschen ist in erster Linie sein Körper. Anhand der Geschlechtsorgane werden Menschen in Jungen und Mädchen, Männer und Frauen unterteilt und das jeweilige Geschlecht wird mit bestimmten Erfahrungen, Vorstellungen und Erwartungen verknüpft. Wenn das Geschlecht eines Menschen jedoch nicht eindeutig zu bestimmen scheint oder aber zum ersten Anschein nicht „passt“ und somit die vorherrschenden Erfahrungen, Vorstellungen und Erwartungen durchkreuzt werden, führt diese Verunsicherung zu dem mehr oder weniger bewussten Bestreben, das „wirkliche“ Geschlecht dieses Menschen herauszufinden.



Gerhard Schreiber

Dr. theol. Gerhard Schreiber ist Akademischer Rat am Institut für Theologie und Sozialethik (iths) der Technischen Universität Darmstadt.

Die Einteilung der Menschen in genau zwei Geschlechter ist nicht nur ein Wesensmerkmal unseres Alltagsbewusstseins, sondern auch Grundlage der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung. Rolle und Status in der Gesellschaft werden durch das jeweilige Geschlecht bestimmt, wie es sich etwa an geschlechtstypischen Berufen und geschlechtsspezifischen Regeln und Verboten ablesen lässt. Hinter diesem Ordnungssystem steht die Annahme, dass es Geschlecht nur entweder als „männlich“ oder als „weiblich“ gibt, wobei das eine jeweils das andere ausschließt. Ein Mensch hat entweder das eine oder das andere Geschlecht, ist „Mann“ oder „Frau“. Ein Wechsel des Geschlechts ist nach diesem binären Modell insofern ausgeschlossen, als das Geschlecht eines Menschen für einen biologisch eindeutig bestimmbar, gewissermaßen „natürlichen“ Tatbestand gehalten wird, der bereits bei der Geburt festgelegt ist und durch die Genitalien als essentielles Geschlechtsmerkmal unzweideutig angezeigt wird.¹

Die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit des Menschen und der damit einhergehende Dualismus von „Mann“ und „Frau“ bildet eine unhinterfragte oder stillschweigend vorausgesetzte Selbstverständlichkeit auch der traditionellen theologischen Aussagen über den Menschen. Tatsächlich gründet das theologische Menschenbild auf einer statischen bipolaren Anordnung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“, die Gott bei der Schöpfung dieser gleichsam als unumstößliche Ordnung aufgeprägt hat. In seiner wirkmächtigen Schrift *Vom ehelichen Leben* (1522) bemerkt Martin Luther (1483-1546) unter Verweis auf die priesterschriftliche Schöpfungserzählung in Genesis 1: „Aufs erste wollen wir sehen, welche Personen miteinander die Ehe schließen können. Und auf daß wir dazu einen passenden Eingang machen, nehmen wir uns den Spruch 1. Mose 1, 27 vor: ‚Gott schuf den Menschen, als Mann und Weib.‘ Auf Grund dieses Spruches sind wir sicher, daß Gott die Menschen in die zwei Teile geteilt hat: daß Mann und Weib oder ein Er und Sie sein soll. Und das hat ihm so gefallen, daß ers selbst ein gutes Schöpfungswerk nennt (1. Mose 1, 31). Darum wie Gott seinen Leib einem jeden von uns geschaffen hat, so muß er ihn haben, und es steht nicht in unserer Gewalt, daß ich mich zu einem Weibsbild oder du dich zu einem Mannsbilde machest, sondern wie er mich und dich gemacht hat, so sind wir: ich ein Mann, du ein Weib. Und solch gutes Schöpfungswerk will er geehrt und als sein göttlich Werk unverachtet (gehalten) haben, daß der Mann das Weibsbild nicht verachte noch verspote, und umgekehrt (auch) das Weib den Mann nicht, sondern daß ein jeglicher des andern Bild und Leib als ein göttlich gut Werk ehre, das Gott selbst wohl gefällt.“²

Durch ihre Verknüpfung mit dem Schöpfungsgedanken erhielt die binäre Geschlechterdifferenz als Beschreibung der menschlichen Lebenswirklichkeit gewissermaßen einen vorschreibenden Charakter. Die Verwirklichung und Entfaltung der im Schöpfungsakt angelegten, grundsätzlich zweigeschlechtlichen Natur des Menschen als „urständliche[r] Ordnung“³ galt als fromme Pflicht, die Ausfüllung der dem Menschen von Gott jeweils zgedachten, „natürlichen“ Rolle als Erfüllung des göttlichen Willens. Auf der Basis schöpfungstheologischer Aussagen weiter entfaltet und auch auf Aufgaben und Verhaltensmuster übertragen, fungierte und fungiert das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit als stabiles Differenzierungskriterium und hierarchisierend-strukturierendes Ordnungsprinzip. In weiten Gebieten kirchlicher Lehre und Praxis zeigt diese schöpfungstheologisch fundierte Geschlechterordnung ihre Wirksamkeit bis heute.

Eine solche Begrenzung und Beschränkung der (Vorstellungs-)Möglichkeiten von Geschlecht auf die beiden sich gegenseitig ausschließenden Optionen „Mann“ und „Frau“ spiegelt allerdings nicht den Reichtum der Wirklichkeit. Längst haben sozialwissenschaftliche und sozialpsychologische Untersuchungen über sogenannte „geschlechtsabhängige Merkmale“ gezeigt, dass „Mann“ und „Frau“ nicht „zwei kategorisch verschiedene Wesen“ sind, sondern „die individuelle Verschiedenheit in der Gruppe der Männer oder der Frauen weitaus größer ist als alle Verschiedenheiten, die durch die Geschlechtszugehörigkeit entstehen.“⁴ Weder sind Eigenschaften, Merkmale und Verhaltensweisen je nur *einem* Geschlecht zuzuschreiben, noch beiden zugleich. Vielmehr gibt es Zonen der geschlechtlichen Uneindeutigkeit, die das binäre Schema sprengen. Auch nach

biologischen Erkenntnissen, in denen gesellschaftliche Kategorien allerdings oft implizit vorausgesetzt und reproduziert werden, erweist sich Geschlecht als wesentlich vielschichtiger und uneindeutiger, als es das Alltagsbewusstsein sich eingestehen will.⁵

Geschlecht ist kein eindimensionales Merkmal, sondern ein Konzept mit vielen Dimensionen, da es eine komplexe und jeweils einzigartige, individuelle Kombination mehrerer, ganz unterschiedlicher Eigenschaften verschiedener Ebenen darstellt. Chromosomales, gonadales, hormonelles und morphologisches Geschlecht eines Menschen, gewöhnlich als biologische Geschlechtsmerkmale bezeichnet,⁶ können in ganz unterschiedlicher Weise zusammenfallen. Es gibt nicht nur zwei mögliche Geschlechtskörper, sondern ein *Kontinuum*, einen Fluss ineinander übergehender, dabei individuell variierender geschlechtlicher Merkmale. Hinzu kommen die soziale Zuordnung eines Menschen zu einem Geschlecht bzw. die Einordnung durch andere sowie das geschlechtliche Selbsterleben eines Menschen, seine Geschlechtsidentität, die sich ebenfalls individuell „aus einer Reihe von Eigenschaften zusammen[setzt], die vom Prinzip viel oder wenig bestimmt wird.“⁷

Bereits 1948 hat der US-amerikanische Sexualforscher Alfred C. Kinsey (1894-1956) in seiner einflussreichen Studie über *Das sexuelle Verhalten des Mannes* im Hinblick auf das menschliche Sexualverhalten konstatiert:

„Die Welt läßt sich nicht in weiße und schwarze Schafe aufteilen; denn nicht alle Dinge sind schwarz oder weiß. Es ist ein Grundsatz der Taxonomie, dass die Natur selten getrennte Kategorien aufweist. Nur der menschliche Geist führt Kategorien ein und versucht, die Tatsachen in bestimmte Fächer einzuordnen. Die lebende Welt ist in allen ihren Aspekten eine Kontinuität.“⁸

Dieses „Kontinuummodell des sexuellen Erlebens und Verhaltens“⁹ lässt sich auf die Geschlechtlichkeit des Menschen übertragen. So wie die Scheidung von Licht und Finsternis, von Tag und Nacht in der priesterschriftlichen Schöpfungserzählung bei genauerer Betrachtung sich als kontinuierlicher Übergang von Tageslicht, Dämmerung und Dunkelheit erweist, so kann auch der durch die Begriffe „Mann“ und „Frau“ bezeichnete Zusammenhang analog dazu als Kontinuum gedacht werden. Dass dies in Hinblick auf die Schöpfungserzählung nicht einfach aus der Luft gegriffen ist, mag folgende Beobachtung verdeutlichen. Die überaus wirkmächtige Stelle Genesis 1,27 wird gewöhnlich wie folgt wiedergegeben: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.“¹⁰ Genau genommen und wörtlich übersetzt lautet der letzte Teil dieses Verses jedoch: „männlich und weiblich schuf er sie.“¹¹ Die Berufung des Menschen zum Ebenbild Gottes ist also lediglich mit der Tatsache verbunden, dass das Gattungswesen Mensch „männlich und weiblich“ geschaffen wurde, was einen Deutungsspielraum eröffnet und die traditionelle reduktionistische Sichtweise als lediglich eine unter mehreren möglichen Deutungen erscheinen lässt.


Angesichts des geschlechtlichen Paradigmenwechsels¹² von einer exklusiven Binäropposition zweier klar zu unterscheidender Pole hin zum inklusiven Modell eines Kontinuums fließender Übergänge und damit prinzipiell unendlich vieler Zwischenstufen sollte in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht länger von Kategorien, sondern von typischen *Mustern* gesprochen werden. Die Rede von Mustern geschlechtlicher Vielfalt¹³ hat den Vorteil, starre Schubladen überlieferter Konzepte überwinden und der Vielfalt der menschlichen Wirklichkeit entsprechend Ausdruck verleihen zu können. Das hinter dem Ordnungssystem nicht nur unserer bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung, sondern auch des traditionellen theologischen Menschenbildes stehende binäre Modell von Geschlecht entpuppt sich bei näherer Betrachtung jedenfalls als menschliches Konstrukt.

„Die Welt
läßt sich nicht in
weiße und schwarze
Schafe aufteilen; denn
nicht alle Dinge sind
schwarz oder weiß.“

ALFRED C.
KINSEY



Wie das kulturell variable soziale Geschlecht kann auch das geschlechtliche Selbsterleben eines Menschen von dem ihm bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht abweichen. Dieser unter anderem als „Transsexualität“, „Transgeschlechtlichkeit“ oder „Transidentität“ bezeichnete Sachverhalt einer konstitutionellen Nichtübereinstimmung von Geschlechtsidentität und Geschlechtskörper bzw. Zuweisungsgeschlecht wurde lange Zeit auch von Seiten der Medizin und Psychiatrie als Störung betrachtet, was zu vielschichtigen Benachteiligungs-, Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen transsexueller Menschen geführt hat. „Die Natur liebt Vielfalt, doch die Gesellschaft hasst sie“ (Milton Diamond). Neuro- und biowissenschaftliche Forschungsarbeiten erweisen das Gehirn als Basis und bestimmenden Faktor nicht nur des eigenen Geschlechtsbewusstseins, sondern, eben dadurch, zugleich der eigenen Geschlechtlichkeit.¹⁴ Dies ist ein Paradigmenwechsel, der die Entpsychiatisierung von Transsexualität und die Zielsetzung, Transsexualität nicht länger als krankhaft und mithin korrekturbedürftig anzusehen, zur Folge hat. Transsexualität ist kein Fehler, sondern eine Bereicherung in der Fülle menschlicher Wirklichkeit, wenngleich oft zunächst mit tiefem Leid, Grenzerfahrungen verbunden.



„Die Natur liebt Vielfalt, doch die Gesellschaft hasst sie.“

MILTON DIAMOND

Das Phänomen der Transsexualität als *biologische Variante*, als typisches Muster innerhalb der individuellen geschlechtlichen Vielfalt hat Auswirkungen auch auf die theologische Sicht des Menschen, denn es stellt uns eindrücklich vor Augen, dass Gottes Schöpfung wesentlich variantenreicher ist, als es den Anschein hat, und es unter Gottes Regenbogen sehr viel mehr gibt als das, was wir aufgrund körperlicher Merkmale als „Mann“ und „Frau“ klassifizieren. Der zentralen Aussage des biblischen Schöpfungsglaubens, dass wir den Grund unseres Seins nicht in uns selbst, sondern von Gott her haben, ist damit nicht widersprochen. Die Wahrnehmung biblischer Texte in ihrem geistesgeschichtlichen Kontext und damit die (An)Erkenntnis ihrer Zeitgebundenheit stellt allerdings die sachliche Berechtigung zu neuen Normbildungen angesichts der heutigen Lebenswirklichkeit dar, so sehr wir qualitativ verschiedene Deutungs- und Erklärungsebenen nicht miteinander vermischen dürfen. Die biologische Tatsache der geschlechtlichen Vielfalt des Menschen sollte uns jedoch dafür sensibilisieren, biblische Aussagen zu Leiblichkeit, Geschlechtlichkeit und Sexualität des Menschen, die einen früheren, zeitgebundenen Wissens- und Erkenntnisstand widerspiegeln, nicht unreflektiert auf die heutige Lebenswirklichkeit zu übertragen.¹⁵

Diese veränderte Sicht auf den Menschen hat tiefgreifende Folgen für die kirchliche Lehre und Praxis. Wie jeder Hinweis auf eine Tatsache lässt aber auch der Hinweis auf die Tatsache der geschlechtlichen Vielfalt des Menschen zunächst einmal „die Frage offen, wie ich mich angesichts dieser Tatsache verhalten soll.“¹⁶ Insbesondere in evangelischen Freikirchen sowie inner- und außerkirchlichen Gruppierungen neo- oder traditionell-konservativer Provenienz wird die Anerkennung der geschlechtlichen Vielfalt regelrecht als „Kampfansage an die Schöpfungsordnung“¹⁷ gedeutet. Ausgehend vom strukturkonservativen Argument einer gott- und naturgegebenen Zweigeschlechtlichkeit samt gleichsam schicksalhaft vorgegebener unabänderlicher Anatomie des Menschen werden Ängste befeuert: Wird „Vielfalt“ anerkannt, folgt daraus verhängnisvolle „Beliebigkeit“ – ein „anything goes“, das verheerende Folgen für das menschliche Zusammenleben nach sich zieht. Ohne (die) Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, so wird befürchtet, droht die Welt im Chaos der Uneindeutigkeiten und Unbestimmtheiten zu versinken. Diesem mit zum Teil abstrusen Ängsten befeuerten Dambruchargument möchte ich entgegnen: Gehört nicht auch die Vielfalt der Natur zum „Schöpfungsplan“ Gottes? Warum kann Vielfalt nicht auch als heilsame Un-Ordnung und die Tatsache besonderer Schöpfungsvarianten als Bereicherung und Ergänzung zu unserem bisherigen Denken von der Wirklichkeit verstanden werden?

Zweifellos stellt geschlechtliche Vielfalt eine enorme Herausforderung für die kirchliche Lehre und Praxis, insbesondere aber für kirchenleitendes Handeln dar.¹⁸ Und dennoch wird mit der Anerkennung und Wertschätzung der Vielfalt der Geschlechter eine differenzierte Erschließung der Wirklichkeit, ein wahrhaftes Verständnis des Anderen überhaupt erst möglich. Dieser ist im Falle der Transsexualität nicht die Ausnahme, die die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit bestätigen würde, sondern vielmehr Bekräftigung des Faktums, dass alle Menschen in ihrer Gottebenbildlichkeit Ausnahmeerscheinungen darstellen. „Die Ebenbildlichkeit des Menschen darf nicht bestimmte körperliche Merkmale oder geistige Fähigkeiten zur Bedingung machen.“¹⁹ Das Recht auch auf sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung ist nicht in einer subjektiven Verfassung der Person, sondern in ihrer unantastbaren Würde begründet, die eine unverfügbare und unverlierbare Gabe Gottes ist.²⁰ Sie muss und kann nicht erlernt oder verdient werden, sondern wird uns von Gott gegeben und begründet damit zugleich die Gleichheit der Menschen (coram Deo) in allen ihren Unterschiedlichkeiten (coram hominibus). Das große Spektrum, den ungeheuren Reichtum menschlicher Existenz und Lebenswirklichkeit gilt es nicht zu fürchten, sondern im Lichte evangelischer Freiheit zu schätzen.

An die Stelle einer Theologie der Ordnung kann eine Theologie der Vielfalt treten, welche die Traditionen des eigenen Glaubens nicht aufgibt, diese jedoch im Kontext neuzeitlichen Denkens und Handelns entfaltet und vor dem Forum gegenwärtigen Wahrheitsbewusstseins in einer zunehmend von Komplexität und Differenziertheit geprägten modernen Gesellschaft argumentativ verantwortet. Einer Theologie der Vielfalt entspricht eine Kirche der Vielfalt, die offen gegen jede Form der Diskriminierung und für Akzeptanz eintritt und dafür Sorge trägt, dass alle Menschen, entsprechend ihren Fähigkeiten und ohne Rücksicht auf ihre geschlechtliche Identität, die im besten Sinne, nämlich in Christus Jesus, nebensächlich ist,²¹ am Leben der Kirche teilnehmen können. Eine Kirche der Vielfalt möchte alle Menschen in ihrer je eigenen Individualität einbeziehen, Trennungen und Ausgrenzungen überwinden und Respekt vor und Wertschätzung der Vielfalt zur gleichberechtigten Teilhabe aller am kirchlichen Leben ermöglichen.

1 Vgl. hierzu grundlegend: Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna, *Gender. An Ethnomethodological Approach*, Chicago und London: University of Chicago Press 1978, bes. S. 113f. 2 Martin Luther, *Vom ehelichen Leben*, in: *Luther Deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart*, hg. von Kurt Aland, Bd. 7, *Der Christ in der Welt*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983, S. 284-307, hier S. 284 (WA 10/II, 275-304, hier 275,12-276,4). Vgl. auch S. 285; „gleichwie Gott niemand gebietet, daß er Mann oder Weib sei, sondern es schafft, dass sie so sein müssen, ebenso gebietet er auch nicht, sich zu mehren, sondern schafft es, daß sie sich mehren müssen“ (WA 10/II, 276,26-29). Zur Übersetzung und Deutung von Gen 1,27 siehe unten. 3 Helmut Thielicke, *Theologische Ethik*, Bd. 3, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1964, S. 508 [Nr. 1777]. Die Zweigeschlechtlichkeit ist für Thielicke damit bereits in der Schöpfung noch vor dem Sündenfall angelegt, im Unterschied etwa zu mischbaren und inkonstanten „Rassendifferenzierungen“ seien „die Geschlechter durch einen character indelebilis geprägt“ (S. 505 [Nr. 1776]). 4 So bereits Anfang der 1980er Jahre die Gesellschaft zur Förderung Sozialwissenschaftlicher Sexualforschung [heute: Deutsche Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung (DGSS)]; zitiert bei Hans Georg Wiedemann, *Homosexuelle Liebe: für eine Neuorientierung in der christlichen Ethik*, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1982, S. 98. 5 Vgl. Heike Wiesner, *Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften: Wissenschafts- und Genderforschung im Dialog*, Frankfurt und New York: Campus 2002, S. 220. 6 Selbstverständlich geben „Merkmalsangaben immer nur aspekthaft extrapolierte Informationen über ganzheitliche Handlungsvollzüge, Vorstellungen oder Denkprozesse wieder[] und [spiegeln] diese also anders [...] als die unmittelbare Wahrnehmung“ (Isolde Albrecht, *Sprache, Arbeit und geschlechtliche Identität. Wie moderne Arbeitsbegriffe alte Geschlechtslogiken transportieren*, Bielefeld: Transcript 2008, S. 136). 7 Jörg Woweries, „Wer ist krank? Wer entscheidet es?“, in: *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*, hg. von Erik Schneider und Christel Baltes-Löhr, Bielefeld: Transcript 2014, S. 105-123, hier S. 112. 8 Alfred C. Kinsey et al., *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, übers. von Marianne von Eckardt-Jaffé, Frankfurt am Main: S. Fischer 1966 [1948], 594. 9 Richard C. Friedman, *Männliche Homosexualität*, übers. von Franz J. Neyer und Georgia Hanenberg, Berlin et al.: Springer 1986, S. 8. 10 Zitiert nach: *Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung*, Revidiert 2017, hg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 2016. 11 So in der *Urfassung* der zuerst 1905 als „*Miniatur-Bibel*“ veröffentlichten Bibelübersetzung des Schweizer Predigers Franz Eugen Schlachter (1859-1911), der stark vom radikalen Pietismus und den Erweckungsbewegungen seiner Zeit beeinflusst war. Diese wortgetreue Übersetzung wurde auch in der 2. Revision der *Miniaturbibel* durch die Genfer Bibelgesellschaft von 1951 beibehalten. In der 1995 von der Genfer Bibelgesellschaft in Auftrag gegebene und als „*Schlachter 2000*“ neu herausgegebene, bearbeiteten 3. Revision liest man hingegen: „als Mann und Frau schuf er sie“. Zur atemberaubend spannenden Rezeptionsgeschichte dieses Verses vgl. ferner Christiane Tietz, „*Vom androgynen Menschen zum zweigeschlechtlichen Gott. Die Rezeption von Gen 1,27 in der Geschichte der christlichen Dogmatik*“, in: *männlich und weiblich schuf Er sie*, hg. von Matthias Morgenstern et al., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 119-138. 12 Zum geschlechtlichen Paradigmenwechsel der Moderne im Kontext deutsch- und französischsprachiger Kulturräume vgl. Annette Runte, *Über die Grenze. Zur Kulturpoetik der Geschlechter in Literatur und Kunst*, Bielefeld: Transcript 2006, S. 14; ferner dies., *Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität*, München 1996, S. 380-408 und S. 670-725. 13 Vgl. Horst-Jörg Haupt, „*Neurointersexuelle Körperdiskrepanz. Grundsätzliche Überlegungen in Richtung neurophänomenologischer Zugänge zu Mustern geschlechtlicher Vielfalt*“, in: *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin und Boston: Walter de Gruyter 2016, S. 75-119. 14 gl. insbesondere die Beiträge von Mark Solms, Dick F. Swaab, Milton Diamond und Seth Wath im angegebenen Band. 15 Vgl. hierzu Ulrich Luz, *Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2014, S. VI: „*Verstehen [geschieht] in einem Dialog zwischen gleichberechtigten Partnern [...], im Fall des Neuen Testaments zwischen den neutestamentlichen Texten und uns, seinen heutigen Leserinnen und Lesern.*“ Diese „kontextuelle Hermeneutik“ (ebd.) gilt auch für die Schriften des Alten Testaments. 16 Friedo Ricken, „*Warum Moral nicht naturalisiert werden kann*“, in: *Der Mensch – ein freies Wesen? Autonomie, Personalität, Verantwortung*, hg. von Heinrich Schmidinger und Clemens Sedmak, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 249-258, S. 253. Vgl. hierzu Stephan Goertz, „*Theologien des transsexuellen Leibes. Eine moraltheologische Sichtung*“, in: *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin und Boston: Walter de Gruyter 2016, S. 517-532, bes. S. 530f. 17 Regina Ammitich Quinn, „*(Un)Ordnungen und Konversionen: Trans*, Gender, Religion und Moral*“, in: *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften*, op. cit., S. 441-459, hier S. 449. 18 Vgl. hierzu Volker Jung, „*Sexuelle Vielfalt als Herausforderung für kirchenleitendes Handeln*“, in: op. cit., S. 557-563. 19 Stefanie Schardien, „*Im falschen Körper. Herausforderung für die Theologie: Transidentität und Ethik*“, in: *Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft*, Bd. 14, 2013, Heft 9, S. 11-13, hier S. 12. 20 An diesem Punkt hat das biblische Menschenbild, so zeitgebunden es auch sein mag, in der Formulierung eines allgemeinen Menschenrechts „überlebt“ und ist zum Leitwert auch einer „religionslosen Moderne“ geworden. 21 Vgl. Galater 3,28: „*Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus*“ (zitiert nach: *Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung*, Revidiert 2017, siehe Anm. 10).

Transsexualität im Recht



Johanna Schmidt-Räntsch

Prof. Dr. Johanna Schmidt-Räntsch ist Richterin am Bundesgerichtshof und stellvertretende Vorsitzende des Kirchenvorstands einer katholischen Kirchengemeinde. Sie ist transsexuell und hat sich deshalb eingehend mit dem Thema befasst.

I Die Bedeutung des Geschlechts im Recht

Zu den Grundlagen der deutschen Rechtsordnung gehört die Überzeugung des Gesetzgebers, dass die Menschen entweder dem männlichen oder dem weiblichen Geschlecht zugeordnet sind und dass Menschen, die einen männlichen oder weiblichen Körper haben, sich diesem Geschlecht auch zugehörig fühlen. In der Geburtsurkunde eines Menschen wird deshalb nicht nur festgehalten, wann und wo er geboren ist, wie er heißt und von wem er abstammt, sondern auch, welchen Geschlechts er ist. Von diesem Eintrag kann nur abgesehen werden, wenn das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden kann; ein dennoch erfolgter Eintrag kann allerdings auch wieder gelöscht werden.¹ Es gibt auch Vorschriften, für deren Anwendung die rechtliche Zugehörigkeit eines Menschen zu dem einen oder anderen Geschlecht von entscheidender Bedeutung ist. Der prominenteste, allerdings überraschenderweise nicht ausdrücklich geregelte Fall ist die Eheschließung, die der dauernden Verbindung von Frau und Mann dient und gleichgeschlechtlichen Paaren in Deutschland nicht offensteht. Für die Anwendung der weitaus meisten Vorschriften kommt es aber – jedenfalls heute – nicht (mehr) darauf an, ob der, der sich darauf beruft, rechtlich eine Frau oder ein Mann ist. Das gilt auch in den meisten Bereichen des Vertragsrechts. Dessen ungeachtet ist

es gerade in dem Bereich des Vertragsrechts für andere Menschen wichtig zu wissen, ob ihr Gegenüber, ihr möglicher Vertragspartner, Mann oder Frau ist. Dabei geht es meist nicht darum, einer Frau einen Vertrag zu verweigern, der einem Mann angeboten würde oder umgekehrt, sondern nur darum, zu wissen, mit wem man es zu tun hat. Das macht es für transsexuelle und transidente Menschen wichtig, rechtlich als Angehörige ihres gefühlten Geschlechts anerkannt zu werden.

II Transidentität in der deutschen Gesetzgebung

1. Die Anfänge.² Der Gesetzgeber hat diesen Umstand jahrzehntelang ignoriert. Als aber gegen Ende der 1960er-Jahre geschlechtsangleichende Operationen erfolgreich durchgeführt wurden, geriet der Gesetzgeber unter Handlungsdruck. Zwar durften solche Operationen in Deutschland noch nicht durchgeführt werden, wohl aber in den Nachbarländern. Die operierten transsexuellen Menschen beantragten nun in Deutschland, ihren Geschlechtseintrag im deutschen Personenstandsregister zu ändern. Die Registerbeamten und -gerichte hatten hierfür Verständnis und wandten die – allerdings für solche Fälle nicht gedachten – Vorschriften über die Berichtigung an. Dem erteilte der Bundesgerichtshof eine Absage; das müsse der Gesetzgeber entscheiden.³ Das Bundesverfassungsgericht bestätigte diese Ansicht, erteilte dem

Gesetzgeber den Auftrag, solche Regelungen alsbald zu erlassen, und wies die Gerichte an, bis zum Erlass einer solchen Regelung den Betroffenen durch eine der Verfassungsvorgabe entsprechenden Anwendung der vorhandenen Vorschriften zu helfen.⁴ Die DDR hatte inzwischen schon eine Verwaltungsanweisung erlassen,⁵ die allerdings geheim gehalten wurde und weitgehend unbekannt war. Einen Anspruch auf Anerkennung begründete sie nicht.

2. Das Transsexuellengesetz von 1980.⁶ In der Bundesrepublik setzte der Gesetzgeber den ihm erteilten Regelungsauftrag mit dem Transsexuellengesetz (fortan TSG) schnell um, stellte aber hohe Hürden auf. Die Änderung des Geschlechtseintrags durfte nur bewilligt werden, wenn die betroffene Person transsexuell, Deutsche und mindestens 25 Jahre alt war. Außerdem musste sie sich von ihrem Ehegatten scheiden lassen und sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterziehen. Diese wiederum setzte 18 Monate Psychotherapie, 18 Monate Alltagstest und 6 Monate Hormonbehandlung nach Ablauf von 12 Monaten Psychotherapie und 12 Monaten Alltagstest voraus.⁷ Nachdem der Gesetzgeber erkannte, dass diese Hürden nur schwer zu nehmen sein würden, sah er neben der Änderung des Geschlechtseintrags (sog. große Lösung) auch die bloße Änderung des Vornamens (sog. kleine Lösung) vor, für die weder die Scheidung einer bestehenden Ehe noch die Operation vorausgesetzt wurden.

3. Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Diese hohen Hürden hielten einer Überprüfung durch das Bundesverfassungsgericht nicht stand. Das Bundesverfassungsgericht erklärte nacheinander das Mindestalter,⁸ das uneingeschränkte Erfordernis der deutschen Staatsangehörigkeit,⁹ das Scheidungserfordernis¹⁰ und das Operationserfordernis¹¹ für verfassungswidrig und setzte die betreffenden Regelungen bis zur Schaffung verfassungskonformer Regelungen außer Kraft. Diese Entscheidungen hat der Gesetzgeber zum Teil mit einiger Verspätung nachvollzogen.¹² Die Streichung des Operationserfordernisses steht indessen noch aus.

III Voraussetzungen für die Änderung der Vornamen und des Geschlechtseintrags

1. Vornamens- oder Geschlechtseintragsänderung. Nach wie vor kann man unter den nachfolgenden Voraussetzungen entweder nur die Änderung des Vornamens oder die Änderung sowohl des Vornamens als auch des Geschlechtseintrags beantragen. Im ersten Fall wird nur der Vorname geändert, nicht aber der Geschlechtseintrag. Eine transsexuelle Frau erhielte z.B. einen weiblichen Vornamen, bliebe aber als Mann in den Personenstandsregistern eingetragen. Beim Personalausweis fiele das nicht auf, weil er keine Angabe zum Geschlecht enthält. Beim Reisepass ist es anders, hier würde die transsexuelle Frau vorbehaltlich eines Antrags nach § 4 Abs. 1 Satz 4 PassG als männlich bezeichnet werden und umgekehrt.¹³ Unter den gleichen Voraussetzungen könnte sie – heute, nach der Außerkraftsetzung vor allem der Erfordernisse von Scheidung und Operation – gleichzeitig die Vornamensänderung und die Änderung ihres Geschlechtseintrags erreichen. Deshalb wird heute – seit der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts von 2011 – meist nicht mehr die bloße Vornamensänderung beantragt.

2. Transsexualität. Die entscheidende Voraussetzung für die Bewilligung der einen oder der anderen Änderung ist nach § 1 Abs. 1 Nr. 1 und 2 und § 8 Abs. 1 Nr. 1 TSG, dass „sich die Betroffenen auf Grund ihrer transsexuellen Prägung nicht mehr dem in ihrem Geburt-

seintrag angegebenen Geschlecht, sondern dem anderen Geschlecht (das ist das sog. Gegengeschlecht) als zugehörig empfinden und seit mindestens drei Jahren unter dem Zwang stehen, ihren Vorstellungen entsprechend zu leben, und dass sich ihr Zugehörigkeitsempfinden zum anderen Geschlecht mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr ändern wird.“ Es genügt also nicht ein einfacher Antrag der betroffenen Person, wie das in anderen Ländern – jüngstes Beispiel: Irland - der Fall ist. Es muss vielmehr der Nachweis der Transsexualität geführt werden. Dazu reicht auch nicht die Versicherung der Betroffenen. Vielmehr muss das für diese Entscheidung zuständige Amtsgericht zwei Gutachten von Sachverständigen einholen, die auf Grund ihrer Ausbildung und ihrer beruflichen Erfahrung mit den besonderen Problemen der Transsexualität ausreichend vertraut sind. Die Sachverständigen müssen unabhängig voneinander tätig werden und zu dem Ergebnis gelangen, dass sich die betroffene Person seit mindestens drei Jahren dem Gegengeschlecht zugehörig fühlt. Das kann auch gegeben sein, wenn sie in diesen drei Jahren ihre Zugehörigkeit nicht oder nur mit Einschränkungen in einem Alltagstest offen lebt. Das Gericht muss sich die Überzeugung bilden, dass die Gutachter übereinstimmend richtig liegen.

3. Deutsche Staatsangehörigkeit oder Aufenthaltsrecht in Deutschland. Die betroffene Person muss grundsätzlich Deutsche sein, wenn die deutschen Gerichte eine Änderung ihres Vornamens und ihres Geschlechtseintrags aussprechen sollen. Es genügt aber, wenn die betroffene Person als Staatenlose oder heimatlose Ausländerin ihren gewöhnlichen Aufenthalt im Inland hat, als Asylberechtigte oder ausländischer Flüchtling ihren Wohnsitz im Inland hat oder wenn sie als Ausländerin, deren Heimatrecht keine diesem Gesetz vergleichbare Regelung kennt, ein unbefristetes Aufenthaltsrecht oder eine verlängerbare Aufenthaltserlaubnis besitzt und sich dauerhaft rechtmäßig im Inland aufhält. Die positive Entscheidung des Amtsgerichts wirkt in solchen Fällen nur in Deutschland und in anderen Staaten, die eine solche Entscheidung anerkennen. Im Heimatland gilt sie dagegen meist nicht. Staaten, die selbst keine Regelung zur Anerkennung der Transsexualität haben, erkennen entsprechende ausländische Rechtsakte meist nicht an. Man spricht dann von einer hinkenden Anerkennung.¹⁴

4. Volljährigkeit oder Zustimmung der gesetzlichen Vertreter und des Familiengerichts. Die betroffene Person kann den Antrag selbst stellen, wenn sie volljährig ist. Ist sie es nicht, kann der Antrag nur von dem gesetzlichen Vertreter gestellt werden, der seinerseits die Zustimmung des Familiengerichts braucht. Die Anerkennung der Transsexualität kann deshalb auch schon vor oder zu Beginn der Pubertät ausgesprochen werden.

5. Nicht: Geschlechtsangleichende Operation. Anders als der Gesetzeswortlaut immer noch vermuten lässt, muss sich die betroffene Person keiner geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben und auch nicht versichern, dies später zu tun. Die Anerkennung ihrer Transsexualität kann auch ausgesprochen werden, wenn sie eine Operation wegen der damit verbundenen Risiken oder aus anderen Gründen ablehnt. Sie muss ihre Entscheidung nicht begründen. Entscheidend ist, ob sie sich dem Gegengeschlecht zugehörig fühlt oder nicht. Das war bis zu der erwähnten Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts anders. Solange nämlich die erfolgte geschlechtsangleichende Operation Voraussetzung für die Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags war, galten für diese Änderung faktisch auch die besonderen Voraussetzungen, von denen

die Krankenkassen die Finanzierung der Operation abhängig machen. Diese Voraussetzungen gehen, wie gesagt, weiter als die gesetzlich festgelegten Voraussetzungen für die personenstandsrechtlichen Änderungen. Das prominenteste zusätzliche Erfordernis ist der Leidensdruck, den die Transsexualität bei der betroffenen Person erzeugt. Dieses und die übrigen teils auch formalen Erfordernisse gelten im Verfahren beim Amtsgericht nicht.

6. Nicht: Scheidung einer bestehenden Ehe. Die Änderung des Geschlechtseintrags und des Vornamens steht auch transsexuellen Menschen zu, die verheiratet sind. Die Transsexualität bedeutet zwar für den Ehegatten der betroffenen Person eine ganz grundlegende Veränderung und führt nicht selten dazu, dass dieser nicht mehr in der Lage ist, die Ehe mit der betroffenen Person fortzusetzen. Es gibt aber auch Ehen, die diese harte Prüfung überdauern, weil der Ehegatte in dem (der) Betroffenen nach wie vor den Menschen sieht, den oder die er einst geheiratet hat. Solche Ehen müssen nicht geschieden werden. Sie wandeln sich auch nicht in Lebenspartnerschaften um, sondern bleiben vielmehr als gleichgeschlechtliche Ehen bestehen.¹⁵ Der betroffene Ehegatte selbst erhält bei einer positiven Entscheidung eine neue Geburtsurkunde. Die Heiratsurkunde und die Geburtsurkunden von aus der Ehe hervorgegangenen Kindern bleiben dagegen unverändert.

IV Das Verfahren nach dem Transsexuellengesetz

1. Psychotherapie und Hormonbehandlung. Das Transsexuellengesetz schreibt als Voraussetzung weder eine psychotherapeutische noch eine hormonelle Behandlung oder Operation vor. Deshalb hängt die Bewilligung der Änderung von Vornamen und Geschlechtseintrag auch nicht von dem Nachweis solcher Behandlungen ab. Vielmehr muss das Gericht ungeachtet solcher Behandlungen zwei unabhängige Gutachten von auf dem Gebiet der Transsexualität erfahrenen Gutachtern einholen, die jeder für sich prüfen müssen, ob bei der betroffenen Person Transsexualität im medizinischen Sinne vorliegt. Das bedeutet aber nicht, dass sich diese solche Behandlungen ersparen kann. Gewöhnlich ist das nicht der Fall. Die betroffene Person wird nicht immer gleich selbst erkennen können, dass sie transsexuell ist und dass sich das auch nicht ändern wird, wie es das Gesetz verlangt (§ 1 Abs. 1 Nr. 2, § 8 Abs. 1 Nr. 1 TSG). Die Ärzte, die durch eine Hormonbehandlung und eine geschlechtsangleichende Operation den Körper der betroffenen Person dem Geschlecht angleichen sollen, dem sie sich als zugehörig empfindet (§ 1 Abs. 1 Nr. 1, § 8 Abs. 1 Nr. 1 TSG), müssen sicher sein können, dass bei ihrer Transsexualität vorliegt. Denn sie greifen in einen gesunden Körper ein und dürfen das jedenfalls bei einer geschlechtsangleichenden Operation nur, wenn die Empfindung der betroffenen Person, dem anderen Geschlecht zuzugehören, die § 1 Abs. 1 Nr. 1 und 2, § 8 Abs. 1 (Nr. 1) TSG geforderte Verfestigung erlangt hat.

2. Gutachten. Die beiden schon mehrmals angesprochenen Gutachten von zwei unabhängigen Sachverständigen muss das Gericht einholen. Die betroffene Person kann das Verfahren beschleunigen, indem sie selbst die Gutachten besorgt und vorlegt. Das können auch die Gutachten sein, die die Krankenkasse eingeholt hat oder von ihrem medizinischen Dienst hat erstellen lassen. Die betroffene Person sollte aber vorher bei dem zuständigen Gericht nachfragen, ob dieses mit einem solchen Vorgehen einverstanden ist und ob es

die Sachverständigen akzeptiert.

3. Antrag. Die Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags nach dem Transsexuellengesetz kann nur das Amtsgericht anordnen, allerdings nur auf förmlichen Antrag der betroffenen Person. Der Vorname könnte theoretisch auch nach den Vorschriften über die Namensänderung durch die zuständige Verwaltungsbehörde geändert werden. Diese könnte aber den dem körperlichen Geschlecht entsprechenden Vornamen nicht ändern, um insoweit eine Angleichung an das Geschlecht herbeizuführen, dem sich die betroffene Person als zugehörig empfindet.¹⁶ Das ist nur im Verfahren nach dem Transsexuellengesetz möglich. Der Antrag muss an das für den (ersten) Wohnsitz zuständige Amtsgericht gerichtet werden. Das kann durch einen einfachen Brief geschehen. Die Amtsgerichte halten oft Vorlagen oder Vordrucke für solche Briefe bereit. Ihre Verwendung ist nicht vorgeschrieben, aber zweckmäßig. Die betroffene Person könnte den Antrag auch zur Niederschrift des Urkundsbeamten der Geschäftsstelle stellen. Sie muss in beiden Fällen nicht viele Worte machen. Es genügt, wenn sie beschreibt, was sie anstrebt: Vornamensänderung oder auch die Änderung des Geschlechtseintrags, und erläutert, dass sie transsexuell ist und woraus sie das ableitet. Regelmäßig wird ein Lebenslauf erwartet, der sich nicht in den üblichen Angaben erschöpft, sondern Vorkommnisse aufzeigt, an denen die Transsexualität deutlich wird.

4. Einholung der Gutachten. Nach Eingang des Antrags wird das Gericht die Gutachten einholen, wenn die betroffene Person solche nicht schon ihrem Antrag beigefügt oder deren Nachreichung angekündigt hat. Für die Einholung der Gerichtsgutachten muss die betroffene Person einen Vorschuss leisten. Fehlt ihr das Geld dazu, kann sie ihre Bedürftigkeit unter Vorlage des vorgeschriebenen Formulars darlegen und Verfahrenskostenhilfe beantragen. Verfahrenskostenhilfe ist zu bewilligen, wenn der Antrag Aussicht auf Erfolg hat. Dazu könnte z.B. die Stellungnahme des behandelnden Psychotherapeuten vorgelegt werden.

5. Persönliche Anhörung. Das Gericht muss die betroffene Person persönlich anhören. Es soll sich dadurch einen eigenen Eindruck von ihr und davon verschaffen, ob sie wirklich transsexuell ist.

6. Beteiligung der Verwaltung. Das Amtsgericht beteiligt auch die für die Umsetzung des Gesetzes bestimmte Landesbehörde. Diese prüft, ob der Antrag missbräuchlich ist oder ihm (ausnahmsweise) andere Gründe entgegenstehen. Normalerweise ist das nicht der Fall.

7. Entscheidung. Ist die Transsexualität nachgewiesen, ordnet das Amtsgericht die Änderung des Vornamens und die Änderung des Geschlechtseintrags an. Es ersucht die zuständige Einwohnermeldebehörde, die Änderung in das Melderegister einzutragen und das Geburtsstandesamt, die Änderung im Geburtenregister zu vollziehen. Auf Antrag erhält die betroffene Person neue Ausweise und eine neue Ausfertigung der Geburtsurkunde mit den neuen Einträgen.

8. Offenbarungsverbot. Die meisten transsexuellen Menschen möchten nach erfolgter Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags ein neues Leben beginnen und ihr bisheriges hinter sich lassen. Damit das gelingt, sieht § 5 TSG ein Offenbarungsverbot vor. Die alten Einträge werden nicht gelöscht, weil sie für Prüfw Zwecke weiterhin benötigt werden. Die betroffene Person kann aber eine Registersperre setzen lassen, um unangebrachtem Voyeurismus entgegenzuwirken. Weitere Maßnahmen sieht das Gesetz ausdrücklich nicht vor. Die betroffene Person hinterlässt aber nicht nur im Melderegister Spuren ihres bisherigen Lebens.

Sie hat vielleicht ein Auto, in dessen Papieren sie weiterhin mit ihrem früheren Vornamen eingetragen ist. Möglicherweise ist sie im Vorstand eines eingetragenen Vereins, Inhaberin einer Handlungsfirma oder Eigentümerin eines Grundstücks. Überall werden die früheren Eintragungen nicht entfernt, sondern nur berichtigt. Die alten Eintragungen bleiben dabei weiterhin sichtbar. Die betroffene Person sollte dann bei der Zulassungsstelle die Erteilung eines neuen Briefs und bei den Registergerichten die Umschreibung des Registerblatts beantragen. Das führt zwar nicht zur Entfernung der alten Eintragungen, wohl aber dazu, dass in den neuen Brief und das neue Blatt nur die neuen Eintragungen übernommen werden. Ob ein Anspruch darauf besteht, ist umstritten;¹⁷ entsprechenden Anträgen wird aber meist stattgegeben.

V Anspruch auf eine Operation

1. Die behandlungsbedürftige Krankheit. Die Bedingungen, unter denen die gesetzlichen Krankenkassen, die Beihilfestellen der Beamtinnen und Beamten oder Krankenversicherungsunternehmen die Kosten für eine geschlechtsangleichende Operation zu tragen haben, sind gesetzlich nicht festgelegt. Es muss sich grundsätzlich um die Kosten einer Krankheit handeln. Nun ist Transsexualität als solche keine Krankheit, sondern ein Teil der Persönlichkeit der Betroffenen. Die betroffene Person kann aber darunter leiden, dass sie in einem Körper mit einem Geschlecht leben muss, dem sie sich nicht zugehörig empfindet. Der durch den Zwang „zu einem Leben im falschen Körper“ entstehende Leidensdruck ist die behandlungsbedürftige Krankheit, die die Krankenkasse und die anderen für die Finanzierung der Krankheitskosten zuständigen Stellen oder Unternehmen veranlasst, die Kosten einer geschlechtsangleichenden Operation¹⁸ und die daraus entstehenden Folgekosten, insbesondere der erforderlichen lebenslangen hormonellen Behandlung, zu tragen.

2. Finanzierungsbedingungen. Die gesetzlichen Krankenkassen prüfen bei der Feststellung des Leidensdrucks nicht nur diesen Druck, sondern auch das Vorliegen von Transsexualität an sich. Dafür könnten sie der Sache nach auf die Ergebnisse der Prüfung durch das Amtsgericht zurückgreifen. Denn dieses hat insoweit dasselbe zu prüfen. Das geschieht aber oft nicht. Die Krankenkassen, Beihilfestellen und Krankenversicherungen fordern oft noch einmal „eigene“ Gutachten an oder lassen eigene Untersuchungen durch den medizinischen Dienst vornehmen. Das führt zu sachlich unnötigen Doppelerhebungen und lässt sich auch nicht, wie es nicht selten geschieht, mit der Verpflichtung begründen, die Versichertengemeinschaft vor nicht notwendigen Kosten zu bewahren. Denn die Amtsgerichte haben das Vorliegen von Transsexualität mit derselben Sorgfalt und im Interesse des ebenbürtigen öffentlichen Interesses zu prüfen und Fehleinträgen in den Personenstandsregistern entgegenzuwirken.

VI Andere Formen der Transidentität

Die geschlechtliche Identität der Menschen ist allerdings facettenreicher als es die dargestellten Regelungen erwarten lassen. Nicht jeder Mensch empfindet sich in dem Geschlecht als „zu Hause“, als dem Geschlecht zugehörig, wie es das Gesetz formuliert, dem er seinem körperlichen Erscheinungsbild nach zugehören scheint. Es gibt zudem nicht nur Menschen, die sich statt dem körperlichen dem „anderen“ Geschlecht als zugehörig empfinden. Es gibt vielmehr auch Menschen, die sich weder in ihrem körperlichen noch in dem Gegengeschlecht völlig als „zu Hause“, sondern sich in unterschiedlicher Weise beiden Geschlechtern als zugehörig empfinden. Schließlich gibt es Menschen, die sich keinem Geschlecht als zugehörig empfinden. Für solche Menschen sieht unsere Rechtsordnung bislang keine speziellen Regelungen vor. Zwar kann auf den Geschlechtseintrag verzichtet werden, wenn das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden kann. Niemand kann aber als jemand eingetragen werden, der sich einer dritten Kategorie neben Frau und Mann als zugehörig empfindet.¹⁹

VII Reformüberlegungen

1. Einführung eines reinen Antragsverfahrens.

Der Gesetzgeber scheut sich bislang, die Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags schlicht auf Antrag der betroffenen Person vornehmen zu lassen. Grund ist die – bei der Vorgabe einer vorherigen geschlechtsangleichenden Operation durchaus berechnete – Befürchtung, die Betroffenen könnten sich geirrt haben und dann eben wegen der Operation nicht mehr zurück. Die Entwicklung zeigt indessen, dass die Zahl solcher Irrtumfälle, anders als bei Erlass des Gesetzes im Jahr 1980 vorauszusehen, verschwindend gering ist. Kaum ein/e Transsexuelle/r will in sein/ihr körperliches Geschlecht zurück. Deshalb verzichten moderne Rechtsordnungen wie z.B. die irische für die Änderung der Eintragungen im Personenstandsregister – Vornamen und Geschlecht – auf Gutachten und lassen, ähnlich wie bei der Eheschließung, einen Antrag genügen.

2. Hormonbehandlung und Operation. Bei der Hormonbehandlung und der geschlechtsangleichenden Operation liegt es anders, weil sie einen tiefen Eingriff in den Körper bewirken. Die damit befassten Ärztinnen und Ärzte können sie nur vornehmen, wenn sie sicher sein können, dass dadurch Geschlecht und Identität zusammengeführt und die Betroffenen glücklich werden. Das setzt eine psychotherapeutische Behandlung und Begutachtung voraus. Die Bedingungen für die Hormonbehandlung und die Operation sollten aber nicht durch Richtlinien des Spitzenverbands Bund der Krankenkassen, sondern durch das Parlament selbst festgelegt und an dem Wohl der Betroffenen ausgerichtet werden.

1 § 22 Abs. 3 Personenstandsgesetz; zur Löschung erfolgter Eintragungen: Bundesgerichtshof (BGH), Beschluss vom 22. Juni 2016 - XII ZB 52/15, NJW 2016 S. 2885 Rn. 23. 2 Überblick bei Johanna Schmidt-Räntsch, University College Dublin Law Review Band 15 (2015) [fortan (2015) 15 UCCLR] S. 1 ff. 3 BGH, Beschluss vom 21. September 1971 - IV ZB 61/70, BGHZ (= amtliche Entscheidungssammlung in Zivilsachen) 57 S. 63. 4 Bundesverfassungsgericht (BVerfG), Beschluss vom 11. Oktober 1978 - 1 BvR 16/72, BVerfGE (amtliche Sammlung der Senatsentscheidungen) 49 S. 286. 5 Verfügung über die Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten vom 27. Februar 1976, unveröffentlicht, erhältlich im Bundesarchiv unter Archiv-Nr. DQ1/12953. 6 Vom 10. September 1980, Bundesgesetzblatt (BGBl.) Teil I S. 1654. 7 Richtlinie des GKV-Spitzenverbandes zur Sicherung einer einheitlichen Begutachtung nach § 282 Absatz 2, Satz 3 SGB V vom 19. 5. 2009, abrufbar unter: https://www.mds-ev.de/fileadmin/dokumente/Publikationen/GKV/Begutachtungsgrundlagen_GKV/07_RL_Transsex_2009.pdf; dazu: Pichlo, Leistungsrechtliche und sozialmedizinische Kriterien für somatische Behandlungsmaßnahmen bei Transsexualismus: Neue MDK-Begutachtungsanleitung, Blickpunkt DER MANN 2010, 8 (1) S. 21. 8 BVerfG, Beschlüsse vom 16. März 1982 - 1 BvR 938/81, BVerfGE 60 S. 123 und vom 26. Januar 1993 - 1 BvL 38/92, BVerfGE 88 S. 87. 9 BVerfG, Beschluss vom 18. Juli 2006 - 1 BvL 1/04, BVerfGE 116 S. 243. 10 BVerfG, Beschluss vom 27. Mai 2008 - 1 BvL 10/05, BVerfGE 121 S. 175. 11 BVerfG, Beschluss vom 11. Januar 2011 - 1 BvR 3295/07, BVerfGE 128 S. 109. 12 Gesetze vom 20. Juli 2007, BGBl. I S. 1566 und vom 17. Juli 2009, BGBl. I S. 1978. 13 Johanna Schmidt-Räntsch (2015) 15 UCCLR S. 1, 4. 14 Johanna Schmidt-Räntsch (2015) 15 UCCLR S. 1, 3 f. 15 Bundestags-Drucksache 16/13157 S. 4. 16 Bundesverwaltungsgericht, Neue Juristische Wochenschrift (NJW) 2016 S. 2761 Rn. 14. 17 BGH, Beschluss vom 3. Februar 2015 - II ZB 12/14, NJW 2015, 2116 verneint einen Anspruch; die dagegen erhobene Verfassungsbeschwerde hat das BVerfG nicht zur Entscheidung angenommen, Beschluss vom 17. September 2016 - 1 BvR 1324/15. 18 Sie betragen bei einer Mann-zu-Frau-Angleichung etwa 25.000 €. 19 BGH, Beschluss vom Beschluss vom 22. Juni 2016 - XII ZB 52/15, NJW 2016 S. 2885 Rn. 10, gegen den Beschluss ist Verfassungsbeschwerde zum BVerfG erhoben worden, Az 1 BvR 2016/16.

Elke
Spörkel

/24



Asta
Dittes

/30



Bertold
Höcker

/34



Ines-Paul
Baumann

/40



Interviews

Volker
Jung

/44



Ingetraut
Dittes

/48



Udo
Rauchfleisch

/52



Theodor
Adam

/56



Dorothea
Zwölfer

/60



Nina & Kristina
Steuer

/66



Karin Langendorf &
Noah Kretzschel

/72



Christiane
Zwank

/76



Esther
Lau

/82



Sara
Grassl

/86



Nikolaus
Schneider

/90



Elke Spörkel ist 60 Jahre alt, von Beruf Pfarrerin und arbeitete bisher in einer kleinen Kirchengemeinde am Niederrhein. Zusätzlich ist sie in der Krankenhauseelsorge tätig. Zuvor war sie beruflich lange Zeit in der Polizei- und Notfallseelsorge engagiert.

„Das Lutherjahr ist für mich ganz wichtig. Denn Luther hat gesagt, man ist frei in allen Dingen und niemand untertan. Und ich würde Luther um eine Sache ergänzen: Hier stehe ich und kann und darf auch anders.“

Elke
Spörkel



Was bedeutet es für Dich persönlich zu glauben, gläubig zu sein?

Das hat sich im Laufe meines Lebens sehr verändert. An die Theologie bin ich durch die katholische Jugendarbeit gekommen, in der mich ein Kaplan sehr begeistert hat. Er war für mich ein Vorbild. In dieser Zeit hatte ich auch eine ganz fromme Phase. Ich hab dann als Pfarrer, das heißt als Mann gewirkt und die Bibel ausgelegt, kritisch ausgelegt, habe den Glauben eher politisch gesehen.

Erst durch meine Krise, die sehr spät in meinem Leben im Jahr 2010 stattfand, als mein Outing bevorstand, als ich nicht mehr als Mann leben konnte und als ich am Leben sehr gezweifelt habe, ist der Glaube „verrückterweise“ sehr gestärkt worden. Es gibt da ein Wort von Margot Käßmann, die mal gesagt hat: „Man kann nie tiefer fallen als in Gottes geöffnete Hand“ – und das habe ich leiblich, persönlich erlebt.

Und wie würdest Du Glauben für Dich definieren, also was bedeutet er Dir heute?

Glaube ist für mich, in einem viel größeren Zusammenhang gehalten zu sein, egal wie ich mich äußerlich gebe. Das sind ja letztlich minimale Unterschiede, ob man als Mann oder als Frau lebt. Ich bin – das ist mein tiefstes Bewusstsein – von einem Wesen, das ich Gott nenne, getragen. Es kann mir eigentlich in dieser Welt nichts passieren. Konstantin Wecker hat mal gesagt: „Man braucht sich vor nichts und niemandem in der Welt fürchten“. Das ist Glaube für mich.

Kannst Du uns bitte erklären was es für Dich bedeutet, Pfarrerin zu sein. Einerseits also: Was sind wirklich die Anforderungen an eine Pfarrerin, andererseits, was ist Deine ureigene Motivation dieses Amt auszufüllen? Wie möchtest Du es gerne ausfüllen?

Ich habe lange Zeit gesagt, Pfarrer/Pfarrerin zu sein, ist ein Traumberuf. Man kann mit Menschen zusammenarbeiten und hat jeden Tag eine neue Situation, weil es Menschen sind, weil es Menschen mit einer unterschiedlichen Lebensgeschichte sind. Eine Frau hat mir am Anfang gesagt, als ich mit meiner Arbeit angefangen habe in der Kirchengemeinde: „Unter jedem Dach wohnt ein Ach“ - und wenn ich das richtig lerne, dann gehe ich auf die Menschen ein, richtig ein, in Fülle ein. Ich habe gerade durch die Notfallseelsorge erlebt, wie unterschiedlich Menschen in Lebenszusammenhängen sein können und was Krisen bedeuten.

Pfarrer sein, Pfarrerin sein heißt für mich, Menschen begleiten zu dürfen, zur Seite zu stehen und etwas von dem Glauben, den ich habe, weitergeben zu dürfen. Das ist ein ganz, ganz großes Geschenk, das ich beruflich erlebe, weil der Beruf nicht getrennt ist von meinem Privaten. Das darf ich erleben und so darf ich arbeiten.

Du bist mit Deiner Transsexualität immer sehr offen umgegangen, auch und vor allem in der Gemeinde. Hat das Deine Arbeit als Seelsorgerin, als Pfarrerin in den Jahren verändert?

Ich muss widersprechen. Ich bin damit nicht sehr offen umgegangen, lange, lange Jahre... Ich habe, glaube ich, 28 Jahre ein Versteckspiel gemacht, so dass ich innerlich immer gespürt habe: Ich bin zerrissen, ich fühle mich in meinem Körper eigentlich nicht wohl. Ich bin mit meiner Seele im falschen Körper drin, aber nach außen hin habe ich das perfekte Männerbild erfüllt. Wie es innen in mir aussah, habe ich keinem gezeigt. Das ist erst durch eine persönliche Krise gekommen, als ich gemerkt habe, es geht so nicht mehr weiter, und dass ich an mein Lebensthema heran musste. Ich habe es dann sehr offen gelebt - ja, aber erst in den letzten fünf, sechs Jahren.

Wie war das nach dem Outing? Hat Deine offen ausgelebte Transsexualität die Arbeit als Pfarrerin und Seelsorgerin verändert?

Mein persönliches Outing war im Jahr 2010 - es hatte mit einer ganz tiefen Lebenskrise zu tun. Eine Krise, in der ich am Leben zweifelte, an mir selber zweifelte und auch nicht wusste: Kann ich in dieser Welt noch weiterleben? Kann ich eine totale Veränderung vom Mann zur Frau der Gemeinde zumuten, meinem persönlichen Umfeld zumuten?

Es hat in dieser ersten Zeit sehr viele Veränderungen gegeben. Meine Partnerin, meine Frau hat sich damals getrennt, ich wusste nicht ob meine Kinder zu mir stehen, ob die ganzen wichtigen Bezugspersonen bleiben können. Der Beruf war einer der Ankerpunkte. Ich habe deswegen zusammen mit meinem Dienstvorgesetzten, dem Superintendenten, die Entscheidung getroffen, dass ich es versuchen möchte, ich in dieser Gemeinde, in der ich seit 28 Jahren war, weiterzuarbeiten. Das war nicht einfach, denn es hat sich eigentlich alles umgekrempelt, weil man plötzlich vom umjubelten Held, der angesehen ist, der so eine schöne tiefe Stimme hat, so schön männlich war, zu einem Menschen wurde, der ganz anders erschien.

Die Menschen um mich herum mussten sich damit auseinandersetzen, dass ich plötzlich anders erscheine, anders wirke. Die Inhalte sind dieselben geblieben und trotzdem hat man ein anderes Bild vor Augen und man wird immer, glaube ich an den Bildern gemessen, die sich die anderen machen. Es war wirklich nicht einfach in meinen vielen Zusammenhängen. Ich habe viel Lebenserfahrung, viel Berufserfahrung gehabt. Aber ich musste als Frau neu anzufangen. Viele Menschen haben mir zur Seite gestanden, viele Menschen haben mir Mut gemacht, den Weg zu gehen und deswegen konnte ich auch das Ganze durchhalten. Es gab Menschen, die ich neu kennengelernt habe, die Beziehungen zur mir aufgebaut und die mich im Leben gehalten haben. Insofern war es eine schwierige Zeit, aber auch eine sehr wertvolle Zeit für alle Beteiligten.

Wie steht die Gemeinde heute dazu?

Sechs Jahre nach dem Outing heißt, sechs Jahre Erfahrungen mit Menschen. Ich glaube, es gibt nicht die Gemeinde, es gibt immer einzelne Menschen in der Gemeinde. Viele Menschen haben mir Mut gemacht, den Rücken gestärkt, sind mit mir gegangen. Menschen haben meine Predigten angehört, mich seelsorgerisch angefordert. Ich konnte Unterricht halten - und ich glaube, dass ich das eine oder andere auch ganz gut gemacht habe. Aber es haben sich auch Menschen abgewendet. Menschen sind zum Teil nicht mehr in meine Gottesdienste gekommen, weil ich einfach anders aussah und anders wirkte, Menschen haben Amtshandlungen nicht von mir vornehmen lassen, wie zum Beispiel Beerdigungen oder auch Hochzeiten und Taufen. Das tat weh, es war nicht so ganz einfach, das immer zu verarbeiten.

Insgesamt war es aber eine gute Zeit, die ich in der Gemeinde hatte. Jetzt inzwischen hat das Leitungsorgan meiner Kirchengemeinde gesagt, dass das doch eine zu große Zumutung war und man hat die Entscheidung getroffen, nicht mehr mit mir weiter zusammenarbeiten. Zum Glück darf ich weiter in der Kirche arbeiten. Es geht nicht um meinem Arbeitsplatz im Ganzen, aber es gibt Veränderungen und das hat damit zu tun, dass eben auch bestimmte Menschen in der Gemeinde gesagt haben, sie können das nicht weiter tragen.

Wie geht es Dir damit?

Jede einzelne Abwendung tut weh. Wie geht es mir im Einzelnen damit? Jedes Mal, wenn ein Mensch sich von einem abwendet, tut das weh, das ist keine Frage. Es gibt Menschen, mit denen ich zum Teil eine 30-jährige Geschichte hatte, die einen dann merkwürdiger Weise nicht mehr grüßen oder einem den Handschlag an der Kirchentür verweigern. Das ist nicht immer einfach. Zum Glück habe ich Menschen, die mir uneingeschränkt zur Seite stehen. Ich habe eine tolle Partnerin, es gibt meine sieben Kinder, die zu mir stehen. Es gibt ein tolles Umfeld von Freunden und Freundinnen. Insofern ist es auch gut, weiter zu arbeiten. Es gibt eine evangelische Kirche, in der es Menschen gibt, die sagen, dass sie Menschen wie mich brauchen, gebrauchen können. Und das tut gut.

In den langen Jahren des inneren Kampfes, den Du ausgefochten hast: Gab es da jemals den Moment, dass Du am Glauben gezweifelt und ihn in Frage gestellt hast?

Ich kann ehrlich sagen, ich habe am Leben gezweifelt. Ich glaubte, die Veränderung vom Mann zur Frau ist eine Veränderung, die einem alles unter den Füßen wegzieht. Man weiß nicht, was mit der Familie, was mit den eigenen Kindern wird. Man weiß nicht, was sich im Beruf weiterentwickelt. Dann zweifelt man am Leben.

Merkwürdigerweise habe ich nie am Glauben gezweifelt. Der Glaube war eine feste Größe. Und das Leben auf dieser Erde ist viel zu kurz, um generell am Glauben zu zweifeln. Ich war letztens noch im Planetarium gewesen und konnte sehen, wie groß das Universum ist und welche Weiten und welche Zeiten es dort gibt. Was ist unser kleines Leben dagegen? Der Glaube ist von mir nicht in Zweifel gezogen worden. Aber ich habe in der Tat gedacht, das Leben ist zu Ende. Heute weiß ich, dass jedes Leben auch neue Türen öffnet, dass es gut ist zu leben, und dass das Leben ein wahnsinnig großes Geschenk ist.

Wie kann denn ein Umdenken gelingen – sowohl in der Kirche insgesamt, wie auch in den Gemeinden? Wie könnte man im Alltag von der Geschlechterdualität Mann/Frau wegkommen?

Ich bin davon überzeugt, dass wir gerade in den deutschen Kirchen eine riesengroße Verantwortung haben. Es gab Zeiten – das ist ja gerade erst 70 Jahre her – dass Menschen eingeteilt wurden in „lebenswert“ und „lebensunwert“. Wenn ich die christlichen Prinzipien an der Basis packe, dass es Nächstenliebe gibt, dass jedes Leben ein Lebensrecht hat und gleich viel wert ist, dann darf es auch heutzutage keine Unterschiede geben.

Wir leben heute in Zeiten, in denen man wieder versucht, Menschen einzuteilen, in fremd und einheimisch, in Asylbewerber, in Behinderte oder auch geschlechtsmäßig in Mann und Frau. Und ich glaube, jede Schublade ist daneben und passt nicht. Wir alle sind Menschen und jeder Mensch hat in dieser Welt ein großes Recht zu leben. Die Würde des Menschen ist unantastbar, davon bin ich sehr überzeugt. Und auch, dass eben dieses Prinzip nach dem Krieg, als es von der Bundesrepublik geschaffen wurde, ein christliches Prinzip ist. Und wir müssen uns gerade in der Kirche daran messen lassen, ob wir dieses Wort im Alltag ernst nehmen. Die Würde des Menschen ist unantastbar, das gilt ohne Grenzen, egal wo – auch bei Mann und Frau.

Heißt denn Reformation in der Kirche auch automatisch Akzeptanz von Transsexualität?

Nein, das heißt überhaupt nicht automatisch Akzeptanz, auf gar keinen Fall. *Reformare* bedeutet auch verändern, dass sich etwas verändern muss. Das Reformationsjahr kann uns helfen, dass wir uns wieder bewusst machen, was sich noch weiter verändern muss. Wir sind nicht fertig in der Kirche und die Kirche ist auch nicht nach 500 Jahren Reformation eine evangelisch fertige Kirche. Sie muss weiterhin reformiert werden und wir müssen uns daran messen lassen, was unser christlicher Auftrag ist.

Wie kann sie reformiert werden, was soll geschehen, was wünschst Du Dir?

Ich wünsche mir, dass man an der Basis anfängt, alle Menschen zu nehmen, wie sie sind. Ich sehe es als Auftrag, auch gerade in meinem Beruf weiter tätig zu sein, um dieses mit meinem eigenen Leben, mit meiner eigenen Lebensgeschichte, bewusst zu machen. Wir müssen an der Basis anfangen. In den ganz kleinen Elementen gilt es, diesen Auftrag in die Praxis umzusetzen.

Es geht nicht um die große Weltsicht, es geht auch nicht um die großen Veränderungen und um große Worte. Es geht um die kleinen Dinge vor Ort. Und das fängt damit an, wie wir mit Menschen umgehen, die neben uns wohnen und die vielleicht anders erscheinen. Es geht auch darum, wenn Menschen zu uns kommen aus der Fremde, dass wir diese akzeptieren, wie sie sind und einfach grundsätzlich zu sagen, jeder ist willkommen bei uns.

Würdest Du Dir auch neue Rituale wünschen, speziell für Menschen mit Trans*Hintergrund? – Rituale, um sie in die Kirche einzuführen?

Also... ich glaube, das Thema Rituale ist eine ganz wichtige Sache. Ich darf es auch beruflich im Unterricht als Thema behandeln. Lebensereignisse sollten immer gefeiert werden. Wir dürfen dabei sein, immer wieder neue Rituale zu entwickeln. Das gilt zum Beispiel für Hochzeiten: Wir haben in der rheinischen Landeskirche die Situation, dass Partnerschaften, Segnungen von Partnerschaften, gleichgewichtig wie eine Trauung sind. Sie müssen aber neu gestaltet werden. Das geht nicht so, dass man das alte Ritual einfach neu übersetzt. Wir müssen immer wieder - und das hat auch mit Reformation zu tun - bereit sein, Rituale neu zu entwickeln und weiter zu entwickeln. Und da gibt's spannende Momente.

Ich denke, dass zum Beispiel auch eine Lebensveränderung gefeiert werden kann. Ich darf von mir sagen, dass ich, als ich 2010 meine große Veränderung vor mir hatte, einen Segnungsgottesdienst für mich bekommen hatte. Ich hatte 12 Freundinnen eingeladen, mitten im Winter, im Dezember, es war ein ganz usselig kalter Tag und meine Freundinnen haben mit der Pfarrerin, die ich gefragt hatte, meine Veränderung gefeiert. Was mir sehr vor Augen ist: Es wurde mir ein Stein in die Hand gelegt und ich sollte mir etwas wünschen und eben dieser Stein wurde unter meinen Freundinnen weitergegeben. Und als ich diesen Stein wieder in die Hand bekam, war er aufgeladen mit Energie. Und das habe ich mitgenommen. Das war ein Ritual, das einfach wunderschön war.

Wer kann diese Rituale ersinnen oder wer sollte das in die Kirche einbringen?

Ich denke, dass jeder Pfarrer, jede Pfarrerin eine Verantwortung dafür trägt, wenn er oder sie mit Menschen eng zusammenarbeitet, auf die Bedürfnisse der Menschen einzugehen und so etwas zu entwickeln. Aber nicht nur Pfarrer und Pfarrerrinnen haben diese Verantwortung. Ich bin überzeugt, dass Martin Luther es richtig gesagt hat: „Es gibt das Priestertum aller Gläubigen“. Jeder, der ein Bedürfnis hat, darf seine Bedürfnisse mit in die Kirche hinein bringen und muss die Kirche vielleicht auch manchmal anschubsen.

Ich durfte vor einiger Zeit zum Beispiel eine Segnung einer Partnerschaft am Strand machen und das war etwas Wunderschönes: Eben, dass ich ein Paar am Strand gesegnet habe, barfuß und im Talar. Wir haben einen Gottesdienst gefeiert, mit der Gemeinde, die dort anwesend war. Das sind Dinge, die angeschubst werden von den Betroffenen, aber wo Pfarrer und Pfarrerrinnen auch offen sein müssen, darauf einzugehen.

Gibt es den Stein noch?

Klar! Der liegt bei mir im Bücherregal.


Nimmst Du ihn noch in die Hand und ziehst daraus Energie?

Es gibt bei mir zu Hause mehrere Steine. Sie sind für mich eine Art Symbol. Ich bin davon überzeugt, dass Symbole eine Rolle spielen und dass Symbole eine Stärkung geben können – ja natürlich.

Eine letzte abschließende Frage: Warum wolltest Du hier bei diesem Spot mitmachen?

Weil ich es wichtig finde, Lobbyarbeit zu machen. Als ich meine Veränderung hatte, hätte ich die Entscheidung treffen können, mich zurückzuziehen – ganz ins Stille zurückzuziehen. Ich habe mich aber sehr bewusst entschieden, in die Öffentlichkeit zu gehen, weil ich glaube, dass auch eine gewisse Lobbyarbeit notwendig ist für Menschen, die anders sind.

Als ich meine Veränderung gehabt habe, hat mich in der ersten Zeit eine Frau aus einem Nachbarort angerufen und sich herzlich bedankt, dass ich nicht still geblieben bin. Diese Frau war nicht transsexuell oder transident. Diese Frau entsprach nicht einem Klischee, das man sonst so vor Augen hat. Sie sagte mir, sie ist kleinwüchsig und die Erfahrungen, die ich veröffentlicht habe durch Zeitungsberichte, sind dieselben Erfahrungen gewesen, die sie gehabt hat. Und sie hat sich sehr bedankt dafür, dass ich nicht gewichen bin und mich zurückgezogen habe, sondern dass ich standgehalten habe und so eine Stärkung bin für Menschen, die anders sind. Und deswegen mache ich gerne hier bei diesem Spot mit.

A woman in a dark coat and hat walks away on a paved path. To her left is a dark metal railing with a stone base. The path is covered with fallen autumn leaves. The background is a thick, grey fog, and bare tree branches hang from the top of the frame.

*„Von einer Frau aus der Gemeinde
habe ich gelernt, dass es in
Gottes Schöpfung ganz viele verschiedene
Pflanzen gibt. Und die Seltenen sind
oft die Schönsten.“*

Asta Dittes ist 39 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Sie ist Diplom-Designerin und arbeitet als Filmmacherin, Autorin und freie Referentin für Medien.

„In meinen Augen hat Luther vor 500 Jahren etwas Udenkbares gemacht, indem er die Reformation und damit eine Veränderung angestoßen hat. In der heutigen sich verändernden Gesellschaft muss es in der Kirche auch möglich sein, dass man auf die Vielfalt, die es einfach gibt, eingeht und sich dieser auch annimmt.“

Asta Dittes



Was bedeutet Glaube für Dich ganz persönlich?

Was bedeutet mir Glauben? Ich bin gläubig, aber ich denke, Glauben ist etwas sehr Individuelles und dementsprechend habe ich eine eigene Variante von Glauben. Ich glaube nicht an einen Gott als Person oder als ein Wesen, sondern eher an etwas Göttliches, was uns alle verbindet und über uns schwebt, dass wir alle einfach miteinander verbunden sind und wir alle in diesem Göttlichen leben.

Bist Du aktiv in einer Gemeinde?

Nicht wirklich aktiv, wir nehmen schon an dem Leben dort teil. Das heißt, wir gehen nicht regelmäßig zu Gottesdiensten, aber speziell mit unseren Kindern, da es immer wieder sehr schöne Familiengottesdienste gibt. Wir wollen das Gemeinschaftsgefühl auch unseren Kindern mitgeben, die beide getauft sind. Meine Frau hat sich auch vor unserer Hochzeit – sie war nicht getauft – taufen lassen, und das empfand ich als ein Geschenk, das sie mir gemacht hat.

Warum ist Dir das wichtig, dass Eure Familie aktiv am Gemeindeleben teilnimmt, die Kinder taufen zu lassen, den Glauben doch regelmäßig in den Alltag zu bringen?

Da habe ich mir noch gar keine Gedanken drüber gemacht, warum das so wichtig ist. Aber ich finde, das ist auch so ein verbindendes Element in der Familie und ich bin damit aufgewachsen. Ich bin da reingewachsen, aber auf eine sehr positive Art und Weise. Ich verbinde das Gemeindeleben auch sehr stark mit den Menschen. Wir hatten immer sehr viel Kontakt zu den Pfarrern in meiner Heimatgemeinde, in der ich aufwuchs. Sie sind zu Geburtstagen gekommen, weil es da einen sehr persönlichen Kontakt zu meiner Familie gab. Meine Eltern haben im Kirchenchor gesungen, meine Großeltern auch, so lange ich denken kann. Die Verbindung ist einfach immer da gewesen und es war immer eine positive, warme Verbindung.

Hat sich das Gemeindeleben oder auch die Kirchen in den letzten Jahrzehnten Deinem Erleben nach verändert?

Also in dem Sinne, was ich erlebt habe, ist es halt so, dass die Gemeinde, wo ich aufgewachsen bin, relativ offen und modern war. Deswegen kann ich nicht sagen, dass sie sich groß verändert hat. Es war immer eine sehr schöne, freundliche Atmosphäre und auch keine irgendwie einschränkende, die besondere Regeln hatte. Unsere jetzige Gemeinde empfinde ich als sehr zukunftsorientiert, weil sie sehr viel für Kinder und Jugendliche macht. Und obwohl es eine evangelische Gemeinde in einer sehr katholischen Gegend ist, hat diese Gemeinde einen schönen Zulauf, gerade bei Jugendlichen und da ist es auch toll, dass es eine Verbindung zwischen den evangelischen und katholischen Gemeinden gibt.

Wie hast Du Dein Coming-out und die Reaktionen auf Deine Transidentität erlebt?

Die Reaktionen auf mein Coming-out haben mich sehr überrascht, einfach aus dem Grund heraus, weil ich mit sehr vielen negativen Reaktionen gerechnet habe und eigentlich keine einzige bekommen habe (lacht). Es war so durchgehend positiv, und das hat mich auch bestärkt, dass das Coming-out der richtige Weg war. Das war für mich aber auch der zweite Anlauf zum Coming-out. Zehn Jahre zuvor hab ich es schon einmal versucht und bin an die falschen Personen geraten. Aber dieses Mal war es genau richtig. Und dieses Angenommenwerden, das hat mich bestärkt, und das war ein tolles und positives Gefühl.

Kannst Du vielleicht ein Beispiel schildern von einer besonders schönen Reaktion, dass wir uns das etwas bildhafter vorstellen können?

Meine Mutter hat, als ich mit ihr geredet habe, einfach nur gesagt: Das passt zu deinem ganzen Leben. Das war eine Reaktion, die ich relativ häufig gehört habe, dass ich das früher schon irgendwie ausgestrahlt habe. Aber das Intensivste war wirklich meine Frau. Ich dachte, sie wird total schockiert sein, aber das Erste, was sie tat, als ich mich ihr offenbart habe, war mich in den Arm zu nehmen. Das war das Beste, was passieren konnte. Da hab ich mich völlig angenommen gefühlt und eine riesige Last fiel von mir ab, die ich mein ganzes Leben lang mit mir herumgetragen habe.

Ist Transphobie ein gesellschaftliches Phänomen, das sich so durch alle Reihen durchzieht – oder denkst Du, Du erlebst mehr Toleranz in der Gemeinde, in der Kirche, weil dass das Prinzip der Nächstenliebe lebt, oder ist es abhängig von den Leuten?

Ich würde sagen, Transphobie ist wirklich von den Personen abhängig. Ich würde nicht sagen, dass es nur vom Kulturkreis oder von Gruppen abhängig ist. Das zum Teil auch. Aber in meinen Augen ist es wirklich am meisten vom Menschen persönlich abhängig, von dessen persönlicher Erfahrung, und deswegen kann man dem auch ein Stück weit entgegenwirken.

Ein offenes Gespräch kann sehr wichtig sein, um Transphobie abzubauen. Das sagt mir, dass es nicht unbedingt gruppenbezogen ist, dass es wirklich etwas Persönliches ist. Ich muss auch ganz ehrlich sagen, ich habe auch selbst bei Freunden, die auch gläubig sind, keine große Ablehnung erlebt, auch in unterschiedlichen Konfessionen. Manches überraschte mich: Ich bin Elternbeiratsvorsitzende in der Kita, ich war das vor meinem Coming-out und ich bin gleich beim nächsten Mal wieder gewählt worden. Da gab's keinen Cut, sondern die Leute haben mich angenommen und es ging ganz normal weiter.

Was denkst Du, was braucht es, dass gelebte Toleranz gelingen kann, dass man diesen transfeindlichen Ansätzen entgegenwirken kann? Die Gesprächsbereitschaft hast Du schon erwähnt ...

Es geht um mehr als Toleranz, es geht um Akzeptanz. Man kann nur etwas akzeptieren, was man kennt und von dem man auch ein bisschen etwas erlebt, erfahren oder erzählt bekommen hat. Es ist in meinen Augen wichtig, dass auch Kinder damit in Kontakt kommen, gerade in der Kita, da Kinder mit solchen Themen viel weniger Probleme haben als Erwachsene. Sie nehmen das an und dann ist das okay. Kinder sagen: Ja, wieder was Neues dazugelernt, okay und weiter geht's. Also in allen Bereichen, nicht nur bei Trans*, sondern auch, wenn es um die gleichgeschlechtliche Ehe, allgemein um Vielfalt geht. Das ist für sie viel einfacher, weil sie das überhaupt nicht in Frage stellen. Deswegen ist es wichtig, Kindern früh zu sagen: Das gibt es und das ist normal. Das ist für die gesamte Gesellschaft gut, aber auch für Kinder, wenn sie selbst betroffen sind. Denn dann können auch sie ein schönes Leben leben.

Müssen sich Menschen mit Trans*Hintergrund mehr zeigen, müssen sie aktiver oder sichtbarer werden?

Das ist so eine Sache (lacht). Was ist Sichtbarkeit? Das muss man auch mal zurück reflektieren. Sichtbarkeit gibt es auch, wenn man ganz normal lebt. Dass wir in dieser Hinsicht sichtbar sind, aber auch aktiv sichtbar sind, heißt, wirklich für unsere Rechte eintreten und auch eine Akzeptanz erkämpfen. Ab einem gewissen Punkt ist es so, dass transidente Menschen verschwinden, weil sie auf der Straße nicht mehr auffallen. Da gibt es ganz unterschiedliche Menschen. Trans*Männer gehen viel schneller in der Masse unter. Sie erkennt man einfach nicht mehr als Trans*. Bei Trans*Frauen gibt es aber welche, denen man ihre Vergangenheit ein Leben lang ansieht, und genau die sind es, die am meisten für die Sichtbarkeit tun. Wenn man jemandem die Vergangenheit nicht mehr ansieht, gibt es diese Art der Sichtbarkeit als trans* nicht mehr. Und das bewirkt keine Änderung. Deswegen ist das aktive Sichtbarsein wichtig, gerade wenn man trans* ist und komplett als Frau oder Mann eingeordnet wird. Dann muss man auch mal sagen: Das ist meine Vergangenheit, aber das ist völlig normal und in Ordnung.

Was können die Kirchen und die Gemeinden leisten, um mehr Akzeptanz für Geschlechtervielfalt in ihren Reihen zu sorgen oder auch in der weiteren Gesellschaft?

Kirchen und Gemeinden können Vorbilder sein, indem sie das Ganze annehmen und dieses Annehmen wirklich nach Außen zeigen und leben. Ich finde es sehr positiv, dass zum Beispiel in vielen evangelischen Kirchen darüber diskutiert wird, dass auch gleichgeschlechtliche Paare heiraten können oder das zum Teil auch schon möglich ist. Das empfinde ich als ganz wichtig, da die Kirche dem Staat hier sogar ein Stück weit voraus ist. Und das hat auch eine Auswirkung auf die Mitglieder, denn diese sehen: Das geht, das ist normal, das wird hier in der Gemeinde als normal angenommen, und das kann ich auch annehmen. Oder es kommt zumindest eine Diskussion in Gang, und auch das ist wichtig.

Würdest Du Dir in diesem Sinne auch ganz sichtbare, offizielle Rituale wünschen, die nach außen ein Zeichen setzen können?

Ja, wenn es um einzelne Schritte geht. Ansonsten können spezielle Rituale auch eine abgrenzende Wirkung haben. Es sollte Rituale geben, wenn es wirklich einen einmaligen Anlass gibt, ... bei der Personalstandsänderung, denn diese ist schon etwas Besonderes. Das ist für Trans*Menschen ein Punkt, an dem man das Ganze dann auch schriftlich hat und an dem es, wenn man sich ausweist, keine Fragen, keine Diskussionen mehr gibt. Man ist anerkannt. Und hier könnte ich mir ein Ritual vorstellen. Aber sonst nicht wirklich, denn es geht ja darum, als ganz normal angenommen, ganz normal akzeptiert zu werden und keine Sonderstellung zu haben. Trans* ist zwar selten, aber es ist nichts Besonderes. Und das ist, glaube ich, das Wichtige, was man sehen muss: Es ist zwar selten, aber es ist ganz normal.

Haben Deine Eltern Dir von negativen Reaktionen berichtet? Haben sie tatsächlich mehr negative Reaktionen erfahren als Du?

Meine Eltern haben auch negative Reaktionen erfahren und haben mir auch davon erzählt, aber sie haben mir auch von sehr, sehr vielen positiven Reaktionen erzählt. Dass negative Reaktionen vorkommen, ist leider so. Darüber habe ich mir auch gar keine Gedanken gemacht. Aber auch Menschen, von deren negativen Äußerungen ich wusste, haben diese mir gegenüber nicht offen geäußert. Und es gibt auch Menschen, zum Beispiel in der Nachbarschaft, die einfach eine Zeit lang brauchten sich an die Veränderung zu gewöhnen.

Manchmal wird man dann überrascht, wenn gerade ältere Menschen einen ab einem gewissen Punkt wirklich mit dem neuen Namen ansprechen. Und es hat sich in meinem Heimatort auch einfach herumgesprochen. Der Direktor aus meiner Grundschulzeit hat einmal meine Eltern getroffen und sie gefragt: Wie geht's euren beiden Töchtern? Er hat von meinem Coming-out erfahren und es sofort akzeptiert. Das war einfach toll.

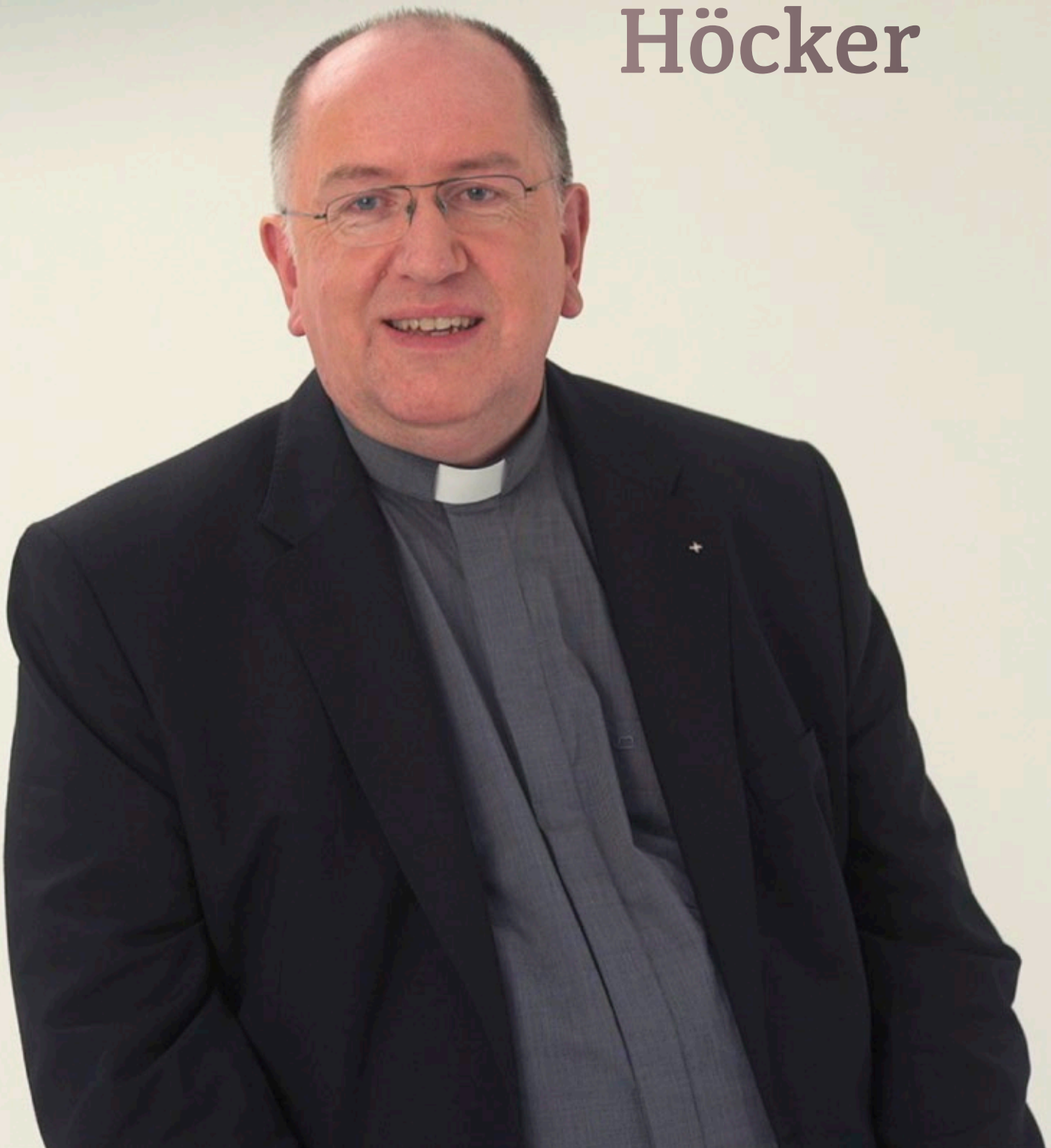
Auch für Dich die abschließende Frage: Warum wolltest Du hier mitmachen?

Für mich war der Grund, hier mitzumachen, dass es ein Signal ist, dass man senden kann. Es ist ein schönes Projekt mit dem etwas für Akzeptanz getan wird. Auf mehreren Ebenen. Und auch gerade auf der kirchlichen Ebene, wo es ja doch noch Transphobie und auch Homophobie institutionell gibt.

*Dr. Bertold Höcker, Jahrgang 1958, ist Superintendent des Evangelischen
Kirchenkreises Berlin Stadtmitte.*

„Als evangelischer Christ glaube ich, dass jeder Mensch Gottes Ebenbild ist. Die Menschen entfalten diese Ebenbildlichkeit ganz verschieden. Die evangelische Kirche gibt dieser Verschiedenheit Gesichter. Und deshalb sind alle Menschen in der evangelischen Kirche, egal in welcher Lebensform oder geschlechtlichen Identität, als Gottes Ebenbild willkommen.“

Bertold Höcker



Was bedeutet es, ein Superintendent zu sein?

Ich bin oberster Geistlicher einer Region. Das ist in meinem Fall die Mitte Berlins: Friedrichshain, Kreuzberg, Mitte, Prenzlauer Berg – alles das gehört zu meinem Kirchenkreis.

Welche Verantwortung beinhaltet dieses Amt?

Als oberster Geistlicher bin ich formal Dienstvorgesetzter der Pfarrerinnen und Pfarrer und kümmere mich um Personalentwicklung. Außerdem repräsentiere ich den Kirchenkreis nach innen und außen.

Neben der offiziellen Definition: Was ist Deine Motivation, was ist hier die Herausforderung, was motiviert Dich, dieses Amt auszuüben, welches Verständnis steht dahinter?

Das sind ja viele Fragen. Ich versuche, darauf eine kurze Antwort zu finden. Die Mitte Berlins ist eine einzige Herausforderung. Jeden Tag tut sich vor uns eine neue Fragestellung, eine neue Herausforderung auf. Es ist einfach sehr spannend, die Vielfalt, die in der Mitte der Stadt gelebt wird, zu gestalten, ihr eine theologische Antwort zu geben und zu schauen, was unser Beitrag zur Gesellschaft ist.

Kommen wir zum eigentlichen Thema: Kirche und Transexualität. Wann und wie wurde deutlich, dass in der Kirche diesbezüglich ein Umdenken stattfinden muss?

Dass ein Umdenken notwendig ist, war schon Anfang der 1990er Jahre klar, als die Evangelische Kirche die Lebensformdebatte geführt hat. Als diese Ende der 1990er Jahre theologisch fertig war, stellte sich auch die Frage von Trans*, Inter* und anderen geschlechtlichen Identitäten. Da brauchten wir erst eine Sensibilisierung, weil wir viel zu schnell immer von Mann und Frau ausgegangen waren und über unsere Grundlagentexte einfach zu unkritisch hinweggesehen haben.

Im Schöpfungsbericht wird ja von der Schöpfung von Mann und Frau erzählt, von Tag und Nacht, immer in Polaritäten gesprochen. Und dabei haben wir beim Auslegen der Heiligen Schriften ganz vergessen, dass es auch Morgen- und Abendrot, Dämmerung und Halbschatten gibt und alles, was dazwischen ist.

Mit der zunehmenden Sensibilisierung haben wir dann angefangen, beim Psalmenbeten den Psalm nicht mehr im Wechsel zwischen Männern und Frauen, sondern im Wechsel zwischen hohen und tiefen Stimmen zu beten. In unseren Kindertagesstätten und bei allen öffentlichen Neubauten bauen wir nur noch Unisex-Toiletten mit und ohne Urinal. Und anderes mehr.

Gibt es persönliche Berührungspunkte, auf denen diese Überzeugung beruht, dass es ein Umdenken weg von der Geschlechterdualität geben muss?

Ja, schon lange. Ich hatte, als ich noch Stadtpfarrer in Köln war, im Herzen der Altstadt, sehr viele Trans- und Intersexuelle in meiner Gemeinde. Da war es so, dass gerade, wenn die Geschlechtsangleichung vollzogen wurde, vielfach ein Taufbegehren kam und jemand sagte: „Ja, bei mir ist doch jetzt der Personenstand geändert, ich möchte neu getauft werden“. Somit musste ich mich mit solchen Fragen beschäftigen.

Wir haben auch im Verkündigungsdienst eine transidente Prädikantin, die neue Fragen stellt. Auf einer Jugendfreizeit hatten wir jetzt das rechtliche Problem, und da bin ich überhaupt erst auf den ganzen Rechtszusammenhang gestoßen, dass diese transidente Jugendliche gerne bei den Mädchen mit übernachten wollte. Im formaljuristischen Sinne war sie aber noch ein Junge. Deshalb mussten wir von allen Eltern die Erlaubnis einholen, weil das rechtlich nicht anders ging.

Rituale sind ein großes Thema. Darf man denn neue Rituale in der Kirche ersinnen? Wie ist das theologisch?

Schon diese Frage ist aus Sicht des Evangeliums absurd. Es ist vollkommen selbstverständlich: Wenn Rituale nicht passen, dann kommen sie weg und dann kommen neue, die besser passen. Wir haben ja auch in der Kirchengeschichte eine Fülle von Ritualen, die wir, je nachdem, was theologisch erforderlich ist, wiederbeleben oder eben auch der Geschichte ganz anvertrauen. Rituale haben wir also genug.

Welche Rituale könnten das für transsexuelle, transidente Menschen sein?

Der Segen gilt allen, und wir haben verschiedene Formen von Personensegnungen. Ich halte das Taufgedächtnis für transidente Menschen für wichtig, weil mir deutlich geworden ist, dass sie als Person getauft sind, egal welche Geschlechtsmerkmale diese Person hat. Und gerade wenn diese sich ändern oder erst ausbilden, muss immer klar sein: Das Grundsakrament der Taufe trägt mich.

Gibt es noch etwas anderes, wie zum Beispiel eine Begrüßung?

Ja, das kann man alles machen. Bei uns sind Trans- und Interpersonen aber selbstverständlicher Teil des Gemeindelebens, so dass keine eigenen Begrüßungsrituale erforderlich sind. Es heißt schon im Neuen Testament: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Frau, und da könnte man einfach ergänzen: nicht Trans- noch Inter- noch sonstetwas, denn sie sind alle eins in Jesus Christus. Und deshalb gelten alle Rituale, die wir sonst in der Kirche haben, natürlich auch für Trans- und Interpersonen.

Theologisch, biblisch gesehen: Wie passt Transsexualität in das Schema von Mann und Frau?

Wenn man genau in den hebräischen Urtext schaut, steht da: Er schuf sie männlich und weiblich. Wenn man es so übersetzt, wie es im Urtext steht, ist schon mal die Polarität raus. Sodann ist klar, dass so, wie in den Schöpfungsberichten immer von Polaritäten berichtet wird, es natürlich auch alles gibt, was dazwischen ist. Sonst müsste man ja sagen, Morgen- und Abenddämmerung und alles dazwischen hat er nicht geschaffen; das wäre theologisch unsinnig.

Müssen wir die Bibel ganz neu verstehen, ganz neu lesen lernen?

Nein, ganz neu nicht. Wir müssen sie nur auf einige Aspekte hin konkreter auslegen. Aber das braucht jede Zeit und jede Generation, die für ihre Fragen diese antiken Texte neu auslegen, sie sich neu aneignen muss. Die Kriegsgesetze im Deutonomium, dem 5. Buch Mose, wenden wir ja auch nicht mehr an. Das wäre absurd. Deswegen muss immer klar sein, mit welchem Schlüssel, mit welchen Augen wir heute diese antiken Texte lesen. Und da muss jede Generation immer neu Rechenschaft abgeben und kommunizieren: Weshalb sind mir diese Stellen wichtig und andere Stellen nicht wichtig.

Im 500. Jahr der Reformation muss man es sinngemäß mit Luther halten: Alle Stellen der Heiligen Schrift, die dir nicht zur Tröstung dienen, darfst du getrost verwerfen. Das finde ich so schön, das ist der evangelische Umgang mit der Schrift. Was einen nicht tröstet, kann man verwerfen.

Weil wir gerade über Reformation sprechen: Bedeutet Reformation in der Kirche automatisch Akzeptanz von Trans- und Intersexualität?

Automatisch gibt es in der Kirche gar nichts. Es ist immer ein Bemühen um sachgerechte Schriftauslegung. Es ist ein Bemühen, Identität zu verstehen und Identität zu bilden. Der Protestantismus ist die Konfession der Freiheit. Und Freiheit heißt immer Freiheit von etwas und Freiheit zu etwas. In der Identitätsbildung gilt es immer, beides zu berücksichtigen.

Wir als Evangelische Kirche helfen, es auszuhalten, dass es keine Sicherheiten dabei gibt. In der Identitätsbildung versuchen wir, Grundlagen zu legen und Hilfestellungen zu geben, die eigene Gottebenbildlichkeit zu entfalten, denn diese ist ein Geschenk an die Welt. Nicht ihre Lüge oder ihre Abdeckung.

Das hört sich jetzt aber so an, als würden alle an einem Strang ziehen und so ist es ja nicht. Es gibt ja durchaus auch die konservativen Leute, die sagen: Nein, für mich ist es ganz klar: Männlich und weiblich – da ist nichts dazwischen. Also heißt Reformation vielleicht auch, dass man innerhalb der Kirche spaltet – oder ist vielleicht gerade diese Spaltung notwendig, um etwas Neues zu ersinnen innerhalb der Kirche?

Spaltung ist niemals notwendig, aber Streit und Auseinandersetzung. Da wir alle in Christus eins sind, darf es keine Spaltung geben. Aber es darf Streit geben und Luther selbst sagt: „Die Wahrheit findet man immer nur durch Streit und Auseinandersetzung.“ Und gerade in der Evangelischen Kirche ist es doch so, dass wir auch mit den anderen aufgeklärten Kräften in den Religionen in zwischen eine Einheit bilden und unser gemeinsamer Gegner der Fundamentalismus und die Angst ist. Und meistens sind das ja angstgesteuerte Auslegungen der Heiligen Schrift von Menschen, die Klarheiten haben wollen, diese aber zunächst nicht finden können. Und dann fangen sie an, Klarheiten fixieren zu wollen. Das ist aber nur eine Angstreaktion und entspricht nicht dem biblisch-exegetischen Befund.

Wenn wir das alltägliche Gemeindeleben anschauen und es mit Gemeindemitgliedern zu tun haben, denen es sichtlich schwer fällt, diese Toleranz und Akzeptanz zu üben, wie kann man denen begegnen?

In der Evangelischen Kirche ist das ganz eindeutig. Als Erstes müssen wir schauen, was in der Bibel steht, und wenn wir das halbwegs klar haben, muss eine Kirchengemeinde auch die Menschen, die sich Christen nennen, daran ausrichten. Und wenn sie sich nicht daran ausrichten, müssen wir in der Kirche streiten, warum wir uns nicht daran ausrichten. Und natürlich ist es für viele Menschen, die keine Begegnung mit Trans*, Inter* oder anderen geschlechtlichen Identitäten haben, schwierig, wenn sie kulturell gesehen immer noch in Polaritäten leben und Jungs blaue Sachen und Mädchen rosa Kalender und so weiter schenken.

Wir sehen ja selbst in unseren Kindertageseinrichtungen, in den Schulen, wie schwer es ist, diese Polaritäten aufzuheben, weil die Kinder, die uns anvertraut werden, es den ganzen Tag im Fernsehen und in ihrer Umgebung so wahrnehmen.

Unsere Lehrkräfte in den Schulen und die Erziehenden in den Kindertagesstätten versuchen bereits, das aufzubrechen, und wir haben dort auch Tiefenfortbildungen zu dem Thema. Wir haben sogar eine eigene KiTa errichtet für Regenbogenfamilien oder Trans-Eltern. In dieser KiTa im Bereich des Kirchenkreises sind besonders geschulte Erziehende, die dann auch mit den Kindern der entsprechenden Eltern besser umgehen können.

Das hört sich sehr spannend an. Was ist das Besondere an diesem Genderkonzept?

Der Kirchenkreis Stadtmitte hat ein eigenes Genderkonzept, mit dem wir für verschiedene Lebensformen und Identitäten sensibilisieren.

Als die Konfession des Christentums, die die Freiheit und die Identitätsbildung auf ihre Fahnen geschrieben hat. Wir setzen besondere Schwerpunkte in den religiösen Sozialisationsinstanzen, also unseren Kindertagesstätten, Schulen, Erwachsenenbildungseinrichtungen, in allem, was wir haben, und das ist gar nicht so wenig, so dass dort sensibilisiert wird für dieses Thema. Wir versuchen, die Polarität von Mann und Frau aufzulösen zugunsten von männlich und weiblich, so dass auch die Inhalte von gender, die man klassisch damit verbunden hat, im Schulunterricht eine Rolle spielen. Das fängt bei den Toiletten an, hört bei den Lehrmaterialien, bei der Sensibilisierung der Lehrenden und Erziehenden aber nicht auf.

Das ist ein riesiges Programm und wir schreiben jedes Jahr einen Förderpreis für besonders gelungene Gender-Projekte aus. Dieser ist mit 10.000 Euro dotiert und wir arbeiten dabei insbesondere mit der Gleichstellungsstelle des Landes Berlin, der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld und anderen Institutionen zusammen. Wir versuchen selbst, unsere Heiligen Schriften darauf hin zu befragen: Was heißt das für unsere Lebensäußerungen, für unsere Identität – und letztendlich für unsere Sozialisationsinstanzen.

Viele transidente und transsexuelle Menschen sagen, ein Großteil der Probleme, mit denen sie konfrontiert sind, seien gesellschaftlicher Art...

Ja, das denke ich auch.

Welches Signal kann die Kirche senden, um die Gesellschaft zu sensibilisieren?

Da würde ich Ihnen gerne drei Stichworte nennen. Das Erste ist, dass wir das Thema überhaupt ansprechen. Dass es in den Gottesdiensten, im Unterricht, in den Veranstaltungen, die wir als Kirche haben, angesprochen wird. Das Zweite ist, dass wir ermöglichen, dass Menschen Kontakt zu Trans*, Inter* und anderen geschlechtliche Identitäten haben und überhaupt mit diesen ins Gespräch kommen oder sie sehen. Und das Dritte ist, dass wir insbesondere in unseren liturgischen Äußerungen die Sprache so ändern, dass sich auch trans- und intersexuelle Identitäten in dieser wiederfinden.

Was wäre ein Beispiel für die Liturgie?

In den Gebeten sagen wir nicht mehr „Mann“ und „Frau“, sondern wir reden von Menschen als „männlich“ und „weiblich“; wir beten die Psalmen im Wechsel zwischen hohen und tiefen Stimmen, nicht mehr im Wechsel zwischen Männern und Frauen. Wenn ich Gottesdienst im Dom oder in der Sankt Marienkirche habe und sage, lassen sie uns den Psalm im Wechsel zwischen hohen und tiefen Stimmen beten, erlebe ich gerade, dass plötzlich auch bei den tiefen Stimmen viele Frauen mitbeten und bei den hohen Stimmen Männer. Das ist ganz interessant, und es klingt nicht mehr so homogen, wie wenn man sagt, zwischen Männern und Frauen.

Und diese Vielfalt, die sich da abbildet, war für mich bemerkenswert, als ich das verändert habe in meiner eigenen liturgischen Praxis. In den Kirchen, in denen ich vornehmlich Gottesdienst habe, der Dom und die Sankt Marienkirche, kommt eher das gehobene Bürgertum zum Gottesdienst, würde ich mal sagen. Und für diese Menschen ist das sehr ungewöhnlich. Aber wir erklären es dann auch und das ist dann schon eine gewisse Sensibilisierung für eine Bevölkerungsschicht, die in der Regel wenig Kontakt dazu hat.

Warum wolltest Du bei diesem Projekt mitmachen?

Ehrlich gesagt, meine Stellvertreterin, die viel kenntnisreicher als ich ist, wollte das machen. Sie kann heute nicht. Deswegen mache ich es und ich hoffe, mit meinen schwachen Argumenten wenigstens etwas dazu beitragen zu können, das Thema weiter in der Kirche wachzuhalten.

Wir haben 12.000 Mitarbeiter und Du kannst dir ja vorstellen, 12.000 Mitarbeiter für dieses Thema erst einmal zu sensibilisieren und die Erzieherinnen, die dann auch immer die rosa Kalender kaufen, wenn sie mit den Kindern Malübungen machen ...

Es ist aber auch erstaunlich: Als wir mit diesen Gender-Sensibilisierungen anfangen, haben die Erzieherinnen den Jungs Puppen gegeben und den Mädchen die Feuerwehrautos. Das dauerte keine halbe Stunde, dann spielten die Mädchen mit den Puppen und die Jungs mit den Feuerwehrautos. Woran das liegt, müssen uns dann andere sagen. Da versucht man es einmal anders und die Kinder dürfen sich etwas aussuchen – und dann nehmen die Mädchen die Puppen und die Jungs die Feuerwehrautos. Aber für die paar Jungs, die die Puppen, und die Mädchen, die die Feuerwehrautos nehmen, machen wir das alles und das heißt Protestantismus. An dieser Kleinigkeit lernt man, was protestantische Identität ist.



Ines-Paul Baumann ist Pastor der Metropolitan Community Church (MCC) in Köln. Arbeitet als Programmierer und studiert Gender und Diversity. Ines-Paul ist Teil einer Familie mit drei Eltern und zwei Kindern.

*„Ich finde, dass ich als Trans*mensch sozusagen am eigenen Leibe erfahren habe, was der Leib Christi als Kirche bei der Reformation erfahren hat. Wenn die äußere Form nicht dem entspricht, was wahrhaft in ihr steckt, dann bedarf es einer sichtbaren Veränderung.“*

Ines-Paul Baumann



Was bedeutet Glaube für Dich ganz persönlich?

Spontan hätte ich beinahe gesagt, Glaube hat mein Leben gerettet. Als ich aufgewachsen bin und erwachsen werden sollte, was ja meistens damit verbunden ist, Mann oder Frau zu werden, als mir schon damals klar war, dass das nicht mein Weg ist, bin ich Christ geworden.

Das hat für mich eine Identität ausgehoben, die über das Geschlechts-fixiert-sein hinausging. Da war ich einfach Mensch und ich war angenommen als der Mensch, der ich bin. Ich glaube, daraus hat sich eine gewisse Widerstandskraft entwickelt, aus diesem Angenommen-sein heraus, weil ich nicht auf die Anerkennung anderer angewiesen bin, sondern tatsächlich auch den Mut und die Kraft habe, und vielleicht auch den Auftrag habe, meinen Weg zu gehen.

Wie war eigentlich Dein Weg in die Metropolitan Community Church?

Oh, der Weg war lange und ich habe viele, viele Wege mitgenommen. Ich bin als Kind nicht getauft worden, ich bin nicht christlich erzogen worden, ich bin nicht christlich aufgewachsen. Dann habe ich eben angefangen, Fragen an das Leben zu stellen und habe sehr viele verschiedene Kirchen auch dadurch kennengelernt, dass ich keine vorgegebenen Pfade hatte. Ich bin dann über die evangelische Landeskirche, über Baptisten, über Pfingstler in einen Glauben hinein gewachsen, der mir auch diese Vielfalt von Kirche im Glauben zur Verfügung stellt.

Das Problem war, dass diese Annahme, die ich von Gott erfahren habe, vor zwanzig, dreißig Jahren noch nicht unbedingt Teil der Kirchenpraxis war, und dass die mich nicht so annehmen konnten, wie ich bin.

Über die Metropolitan Community Church bin ich dann in Köln gestolpert. Ich wusste nicht, dass es sowas gibt, dass es eine Kirche gibt, die Menschen in all ihrer geschlechtlichen Vielfalt, in der Vielfalt ihrer sexuellen Orientierung, in der Vielfalt auch ihrer Glaubensform, ihrer Gottesbilder, nicht nur ernst nimmt und annimmt, sondern auch fördert. Ich habe mich da auf Anhieb, nein, gar nicht auf Anhieb wohlgefühlt.

Ich musste erstmal die Idee dieser Kirche wertschätzen lernen, um sie dann auch selber mittragen zu können. Es ist keine Kirche, in die man reinstolpert und sagt, ja das ist es, weil vieles vielleicht auch erstmal befremdlich ist. Aber das finde ich gerade auch das Schöne, dieser Moment des Entdeckens dieses Neuwerdens.

Wie bist Du dort aufgenommen worden?

Ich hatte zwei Begegnungen mit der MCC. Die erste war für mich sehr befremdlich. Ich bin dann erstmal ein paar Jahre nicht dahin gegangen. Ich glaube, zu diesem Zeitpunkt hätte mich MCC auch schon gerne aufgenommen, aber da war ich noch nicht bereit dazu. Es gibt bei der MCC keine hinterste Kirchenbank, in der man sich verstecken kann. Du bist da, die Leute sehen Dich oder nicht.

Als ich dann das zweite Mal zu MCC gegangen bin, war die Kirche zum Glück geduldig genug mit mir, um mir meinen Raum zu geben. Ich bekam aber auch offen genug ausgebreitete Arme, um mir von Anfang an zu vermitteln: Du bist willkommen, genauso wie Du bist, was auch sichtbar war. Ich war umgeben von einer menschlichen Vielfalt mit unterschiedlichen geschlechtlichen Ausdrücken, mit unterschiedlichen Altersgruppen, mit unterschiedlichen Lebensstilen, mit unterschiedlichen Glaubensformen und in dieser Vielfalt, da war ich nur ein Teil und konnte mich so viel besser entfalten.

Vielfalt – Wo ist da der Bezug zur Reformation?

Ja, ich finde, dass die Reformation eigentlich Ausdruck dieser gottgewollten Vielfalt ist, wie sie schon beim Turmbau zu Babel zu Tage getreten ist. Da wollten die Menschen eine einheitliche Sprache haben und Gott hat sie versprengt und gesagt: Nein! Vielfalt!

Das ist meine Interpretation vom Turmbau zu Babel, und ich finde bei der Reformation ist genau das Gleiche passiert. Eine einheitliche Kirche wurde aufgesprengt und es entstand letzten Endes eine Vielzahl von Kirchen. Die Reformation war der Ausgangspunkt für eine Kirchenvielfalt zumindest in den westlichen Kirchen, die auch, so glaube ich, dazu geführt hat, dass heute eine MCC existiert. Diese Vielfalt, die in der Reformation aufgebrochen ist, die führt bis heute fort.

Muss Vielfalt auch in anderen Kirchen kommen?

Ich glaube nicht, dass jede Kirche aufgerufen ist, alle Vielfalt zu umarmen und zu begrüßen. Ich glaube umgekehrt eher, dass es schön ist, dass wir eine Vielfalt von Kirchen haben, die eben auch unterschiedlich sind. Und es braucht auch Kirchen, in die sehr homogene Leute gehen, die vielleicht auch durchaus einer Meinung sind, die vielleicht auch eine sehr konservative oder traditionelle Meinung haben. Ich finde, die brauchen auch Heimat im Glauben und auch Heimat in einer Kirche.

Es gibt aus meiner Sicht keine Kirche für alle. Ich glaube, wir brauchen viele Kirchen, für viele Leute.

Es gibt Kirchen, in denen die Vielfalt langsam aufbricht, wo sich eine gesellschaftliche Vielfalt in der Kirchenkultur niederschlägt, und dann gibt es eben Kirchen wie die MCC, die von Anfang an Wert darauf gelegt haben, diese Vielfalt auch zu fördern und ein bisschen auch als Voraussetzung für das kirchliche Miteinander zu haben. Wer bei uns mit Vielfalt Schwierigkeiten hat, wird es schwer haben. Aber dafür gibt es ja zum Glück andere Kirchen.

Nach Deiner Erfahrung als transidenter Mensch, wie war das in der MCC, und wie war das in anderen Kirchen?

Ich habe sehr gute, aber auch sehr schlechte Erfahrungen in verschiedenen Kirchen gemacht und es gab auch wenig aussagekräftige Erfahrungen, was daran lag, dass es nicht dazu gekommen ist, dass es Thema wurde, weil man es mir nicht sofort ansieht. Ich kann nicht allgemein Erfahrungen zuordnen. Es hängt immer sehr viel von den Leuten ab. Ich habe mit Leuten an Stellen, wo ich es gar nicht erwartet habe, ganz tolle Erfahrungen gemacht und an anderen Stellen, wo ich gedacht habe, da müsste eigentlich eine Offenheit sein, ein sehr große Enge festgestellt. Ich kann es nicht pauschalisieren und das finde ich wiederum eine sehr schöne Erfahrung.

Ist Dir etwas ganz besonders im Gedächtnis geblieben?

Eine Erfahrung, die mir sehr im Gedächtnis geblieben ist, ist, als ich mein Examen gemacht habe bei der evangelischen Landeskirche in Mitteldeutschland, im Theologie-Fernstudium. Da wurde mein Zeugnis ausgestellt auf meinen Namen Ines-Paul Baumann und das fand ich auch zum damaligen Zeitpunkt schon sehr bemerkenswert, dass die diese Vielfalt, die ich in meinem Namen trage, dass das da seinen Niederschlag finden durfte. Das hat mich sehr berührt.

Würde ein Ritual nach einer Namensänderung eventuell helfen, noch mehr anzukommen?

Wenn Du als Trans*mensch mit Deinem neuen Namen neu ins Leben trittst, dann ist das wie bei der Taufe, wo Du das erste Mal bei Gott mit deinem Namen gerufen wirst und dich als angenommen erfährst und diese Erfahrung als Trans*mensch mit deinem neuen Leben, mit deinem neuen Namen auch in einem kirchlichen Ritual mit einem kirchlichen Segen feiern zu können, ist unheimlich wertvoll.

Das macht MCC seit 40 Jahren und es gibt immer mehr Kirchen, die anfangen, das ihren Leuten anzubieten und ich finde das ist eine wunderbare Entwicklung.

Wie stehst Du der Veränderung des Körpers gegenüber?

Als Trans*mensch erfahre ich mich als von Gott geschaffener Trans*mensch. Es war kein Fehler, dass ich so bin, wie ich bin, sondern das ist, was Gott mir mitgegeben hat, auch mit dem Auftrag, damit zu arbeiten.

Beschneidung ist nichts anderes als eine Veränderung am Körper. Wenn im Korintherbrief davon die Rede ist, dass Frauen lange Haare und Männer kurze Haare haben sollen, ist das ein Eingriff in das, was uns als Material gegeben ist, was sozusagen eine Natürlichkeit herstellt.

Und diese Natürlichkeit für mich als Trans*mensch herzustellen, da kann man darüber streiten, wie weit die gehen muss oder wie weit nicht. Aber für mich ist es Auftrag Gottes, auch damit verantwortlich umzugehen. Das ist keine Veränderung eines Fehlers, sondern das ist Auftrag eines schöpferischen Mitgestaltens.

Siehst Du eine Trennung zwischen Seele und Körper oder ist das für Dich eine Einheit?

Ich bin kein Fan von diesem griechisch-philosophischen Trend, zwischen Seele und Körper zu trennen. Da bin ich mehr bei dem jüdischen Einheitsdenken, dass Körper und Seele zusammengehören, und ich glaube nicht, dass mein Körper nur eine Hülle ist für eine Seele, die sich nicht verändert.

Gott sieht mich als Einheit und wenn ich an den Psalm 139 denke, der ja davon spricht, wie Gott mich gebildet hat und wie Gott mich gesehen hat, auch als ich schon unfertig war, ist das natürlich als Trans*mensch.

Trans*mensch zu sein, solange ich noch unfertig war, auch da schon von Gott gesehen zu werden, das ist nochmal eine ganz andere Nähe, als wenn ich das nur auf einen Geburtsvorgang beziehe, der innerhalb einer Schwangerschaft stattgefunden hat.

Ich habe ja als Trans*mensch eine Unsichtbarkeit, solange ich noch in einem Körper lebe, der mich widerspiegelt, der ich bin, wo Gott mich auch auf dieser Ebene schon erkannt hat und so gebildet und begleitet hat.

Wie heißt es in Samuel 16, ein Mensch sieht, was vor Augen ist, der Herr sieht das Herz an...

Genau. Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott sieht das Herz. Aber das führt nicht zu einer Trennung, als gäbe es ein Inneres, was vom Äußeren unabhängig ist. Sondern Gott hat auch das Leiden meines Körpers mit wahrgenommen.

Gott hat die Limitierung meines körperlichen Ausdrucks mit wahrgenommen und hat mir sogar all das als Auftrag mitgegeben, ganz andere Erfahrungen in Bezug auf das Mensch- und das Mann- und Frau-sein mitgegeben, um eben auch zu dieser Vielfalt beizutragen.

Was hat Dein Glaube Besonderes im Zusammenspiel mit Deiner Transidentität?

Ich finde es bis heute als extrem bereichernd, Trans* und Theologie miteinander in Verbindung zu bringen. Ich entdecke so viel Neues in meinem Glauben durch meine Erfahrungen, aber ich entdecke auch viel Neues in Bezug auf meine Erfahrungen durch theologische Fragen, durch theologisches Hinterfragen, durch dieses Entdecken.

Ich erlebe mittlerweile eine Bibel, die durchdrungen ist von Transformationen. Es gibt vier Evangelien, es gibt Ergebnisse, die unterschiedlich gedeutet werden. Die Volkszählung war einmal Wille Gottes, ein paar Jahrhunderte später war sie der Wille des Satans.

Es gibt Jesus, der sagt: Im Alten Testament ist Euch gesagt soundso, dann kommt Paulus und sagt: Ich aber sage Euch...

Was sagen wir heute ?

Luther hat in der Reformation angefangen, die Botschaft Gottes so auszudrücken, dass die Leute sie damals verstehen konnten in ihrer Kultur, und Kultur verändert sich. D.h. dass die Botschaft, die wir hier heute ausdrücken, auch neue Ausdrucksformen finden muss, um heute verständlich zu sein. Das sind Transformationen, wo Wege miteinander gegangen werden, die uns die Bibel schon vorlebt.

Hängt Reformation wie damals mit Mut zusammen und kann sie für heute ein Vorbild für Menschen sein, sich selbst zu erneuern und zum eigenen Ich zu finden?

Ich hoffe, dass die Reformation heute noch so erzählt wird, dass sie bei Menschen Mut erzeugt, Falschem kritisch gegenüberzustehen, auf sich zu hören, auf das Innere zu achten, auf die eigentliche Aussage zu achten, auch auf was wir als Kirchen von uns geben. Dass daraus Impulse entstehen, den Mut zu haben, gegen Widerstand, Ängste und Verfolgungen es zu wagen zu dem, was wir als richtig wahrnehmen, zu stehen, und damit auch anderen helfen zu können, für sich und zu ihrem Gott zu stehen.

Warum wolltest Du bei diesem Projekt mitmachen?

Ich wollte bei diesem Projekt mitmachen, weil ich finde, dass die Reformation so viele Impulse gesetzt hat, die heute noch wichtig sind und dieses Projekt in seiner Vielfalt an Menschen, die mitmachen aus verschiedenen Bezügen, mit verschiedenen Lebenshintergründen, für mich so ein Vorbild ist, wie wir eigentlich auch als Christen heutzutage an die Reformation anknüpfen sollten, füreinander, miteinander und für Menschen um uns herum da sein können.

Dr. Dr. h.c. Volker Jung ist evangelischer Pfarrer und seit 2009 Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN).

„Die Reformation hat uns gelehrt, dass es im Glauben darum geht, auf die Liebe Gottes zu vertrauen. Die Liebe Gottes, die uns das Leben geschenkt hat und uns hilft, uns selbst und aneinander anzunehmen. Dazu gehören auch Menschen unterschiedlicher geschlechtlicher Identität und Orientierung.“

**Volker
Jung**



Was bedeutet Ihnen der Glaube, Ihnen persönlich?

Glauben ist für mich etwas ganz Wesentliches und Wichtiges im Leben. Glauben bedeutet für mich Vertrauen, auf Gott zu vertrauen in allen Dingen des Lebens, wenn es mir gut geht, aber auch in Situationen, in denen es schwierig wird, nicht aufzuhören, mich nach Gottes Liebe auszustrecken und darauf zu vertrauen, dass Gott mich nicht fallen lässt.

Was machen Sie als Kirchenpräsident?

Kirchenpräsident ist in der EKHN die Amtsbezeichnung für das Amt des leitenden Geistlichen, das ist das, was in einer anderen Kirche der Bischof ist. Und genau das tue ich auch, ich habe die geistliche Leitung dieser Kirche.

Warum ist in der Kirche Platz für alle?

Die Botschaft, die wir als Kirche weitergeben, ist eine Botschaft, die an alle Menschen gerichtet ist. Nämlich dafür zu werben, dass Menschen sich Gott anvertrauen, der uns alle geschaffen, uns das Leben gegeben hat und uns im Leben hilft und orientiert; und wenn eine Kirche diese Botschaft ernst nimmt, dann muss in ihr Platz sein für alle Menschen.

Wie hat sich das in den letzten Jahren entwickelt?

Das hat für uns als Kirche auch immer wieder neu bedeutet, danach zu fragen, ob wir diesem Anspruch gerecht werden. In den letzten Jahrzehnten war immer wieder eine Frage in diesem Zusammenhang besonders im Blick, nämlich die Frage, ob wir in der Lage sind, homosexuelle Menschen in unserer Kirche so zu akzeptieren, wie sie sind, und ob wir in der Lage sind, auch ihre Partnerschaften zu segnen. Das waren lange und schwierige Debatten. Ich bin sehr froh, dass wir als Kirche schon vor vielen Jahren einen Weg gefunden haben, diese Menschen anzunehmen und auch Partnerschaften zu segnen.

Wie ist das Thema Transidentität in Ihrer Kirche behandelt, wie betrifft das Sie?

Das Thema Transidentität beschäftigt uns seit kurzer Zeit und das hat einen ganz besonderen Hintergrund. In unserem evangelischen Jugendverband sind Jugendliche sehr engagiert dabei, Kirche mitzugestalten, und es sind eben auch transidente Jugendliche in dieser Arbeit engagiert. Diese haben uns das Thema mit Recht auf die Tagesordnung gesetzt, weil sie sagen: Das ist unsere Kirche und wir wollen in dieser Kirche angenommen sein und uns hier wohlfühlen. Deshalb setzt Euch bitte auch damit auseinander, ob Ihr als Kirche bereit seid, uns so anzunehmen, wie wir sind. Mit dieser Frage beschäftigen wir uns wirklich seit einiger Zeit. Es ist noch keine Frage, die in großem Stil in unseren Entscheidungsgremien debattiert wurde. Bisher gibt es einige Gruppen, die sich um dieses Thema bemühen, aber ich rechne damit, dass wir in nächster Zeit auch in unserer Synode über dieses Thema diskutieren werden.

Wo sehen Sie das Thema immer mehr aufkommen?

Es geht bei diesem Thema um die Frage, wie wir uns grundsätzlich verhalten und wie wir Menschen wahrnehmen, die von sich selbst sagen, dass sie transident sind. Das heißt dann aber auch zu fragen, was das rechtlich in unserer Kirche bedeutet, in den Arbeitsverhältnissen. Sind wir offen genug, leben wir eine wirkliche Akzeptanz? Ich gehe davon aus, dass es zu einigen Debatten führen wird, wenn wir uns diesen Fragen stellen.

Direkt in unserer Kirche haben wir noch keine Erfahrung damit. Ich habe vor kurzem von einer Kollegin gehört, die dieses Thema in einem „Wort zum Sonntag“ angesprochen und ganz viele negative Reaktionen bekommen hat. Das ist für mich ein Signal dafür, dass über dieses Thema sehr kontrovers diskutiert werden wird.

Wie werden Sie, die evangelische Kirche auf diese Kontroverse reagieren?

In der Kirchenleitung sehe ich erst einmal die Aufgabe, dass wir dieses Thema auf die Tagesordnung setzen, und ich meine auch, dass wir – anknüpfend an unsere Erfahrungen mit der Debatte um Homosexualität – durchaus auch gute theologische Gründe haben, um zu zeigen, dass es hier um eine Grundprägung von Menschen geht, die mit der Schöpfung gegeben ist. Das heißt: Wir müssen dazu beitragen, dieses Thema zu entmoralisieren, also nicht etwa sagen, das können sich Menschen frei aussuchen oder es ist eine Frage ihrer sexuellen Moral, sondern es geht darum, Menschen in ihrer Grundprägung zu akzeptieren. Das ist eine Debatte, die man eben auch wirklich theologisch führen muss.

Wo, denken Sie, muss man da anfangen?

Wir müssen uns als Kirche dem Thema grundsätzlich stellen. Das bedeutet für viele ein Umdenken. Wahrnehmung von Vielfalt verlangt auch erst einmal, den Horizont zu öffnen.

Vielfalt ist etwas, das unser Leben unglaublich bereichert, aber auch anstrengend ist. Man muss ja eigene Denkmuster überprüfen. Wenn wir in der Kirche über Transidentität reden, sehen wir uns auch theologisch herausgefordert, dass Menschen nachfragen werden und sagen: Schaut mal in der Bibel, Gott schuf den Menschen als Mann und Frau, und das wird dann so gedeutet, dass man sagt, dann hast Du „Mann“ oder „Frau“ zu sein. Das ist eine falsche Interpretation.

Natürlich entspricht „Mann“ und „Frau“ erst einmal einer empirischen Wahrnehmung. Es ist aber nicht im Sinne einer Norm zu verstehen. Das verstellt uns den Blick darauf, dass es durchaus auch Geschlechtsausprägungen gibt, bei denen körperliches und „gefühltes“ Geschlecht verschieden sind und die daher nicht eindeutig als Mann und Frau festzulegen sind. Und darum geht es ja auch beim Thema Transidentität. Das bedeutet aber, dass wir auch lernen müssen, dass biblische Texte nicht alles abdecken, was wir an Wirklichkeit wahrnehmen.

Die weitere Herausforderung besteht dann darin, darüber zu reden, dass wir grundlegende Prägungen der Menschen als etwas von Gott Gegebenes verstehen und dann auch transidenten Menschen sagen: So wie Du bist, bist Du von Gott gewollt.

Gibt einem die Reformation eine Chance, auf das Thema hinzuweisen?

Es war ja ein besonderes Anliegen der Reformation, biblische Texte zu lesen und sie zu bedenken. Dazu gehört für mich auch, zu erkennen, dass es nicht darum geht, diese Texte wortwörtlich zu verstehen, sondern auf die biblischen Texte zu hören und zu fragen: Was hat Gott uns heute durch diese Texte zu sagen? Dazu gehört auch, dass wir unsere Wahrnehmung mit den biblischen Texten ins Gespräch bringen.

Wenn wir dann biblische Texte interpretieren, werden wir entdecken, dass es Grundlinien gibt, die für uns heute eben auch wesentlich sind und dazu gehört jetzt für mich nicht in erster Linie, nach einer Ordnung etwa in der Schöpfung, sondern danach zu fragen, was der Wille Gottes für unser Leben ist. Und da ist für mich diese Perspektive vorzuordnen, dass Gott sagt: Nehmt Euch an und begegnet einander in Respekt und Liebe.

Was sieht Gott, den Körper oder die Seele?

Gott sieht den ganzen Menschen. Ich halte nicht viel davon, Körper und Seele zu trennen. Es geht vielmehr darum, den Menschen als Ganzes zu verstehen, und es geht immer auch darum, ein gutes Verhältnis zu unserem Körper zu entwickeln. Wie wir das tun, haben wir selbst herauszufinden, nämlich so, wie es zu uns passt, so wie Gott uns begabt und uns in dieses Leben hineingestellt hat.

Darf man eigentlich den Körper verändern?

Ich denke, dass uns die Aufgabe gestellt ist, ein gutes Verhältnis zu unserem Körper zu finden. Die Medizin hat sich so entwickelt, dass wir die Fähigkeit haben, mittlerweile auch Geschlechtsangleichungen vorzunehmen. Das hat sich im Laufe der Jahre entwickelt durch menschliche Anstrengung, durch Entwicklungen in der Medizin. Es ist so eine uns vom Leben gegebene Möglichkeit; und theologisch betrachtet muss man sagen: Ja, in der Tat, es ist damit auch eine von Gott gegebene Möglichkeit, nämlich durch menschliches Wissen, durch menschliches Können hindurch.

Jetzt geht es darum, dass wir dies nutzen, und zwar verantwortlich nutzen. Diese Frage, wie wir jeweils das uns zur Verfügung Stehende einsetzen, ist immer auch eine Frage der Verantwortung. Das ist etwas, was uns immer wieder neu herausfordert.

Die Medizin gibt die Möglichkeit, den Körper dem empfundenen Geschlecht anzugleichen. Das ist meines Erachtens ethisch legitim, weil es unsere Aufgabe ist, ein gutes Verhältnis zu unserem Körper zu entwickeln. Deshalb sehe ich an dieser Stelle keine Bedenken, wenn ein Mensch für sich entscheidet, die Möglichkeiten, die jetzt zu unserer Zeit vorhanden sind, auch für sich zu nutzen.

Warum machen Sie bei diesem Projekt mit?

Mir persönlich liegt immer sehr daran, dass wir das, was wir als Botschaft vertreten, nämlich eine Botschaft, die an alle Menschen gerichtet ist, auch glaubwürdig leben. Und wenn dann Menschen kommen und sagen: „Ihr habt mich nicht im Blick, mich in meiner ganz besonderen Lebenssituation“, dann ist das für mich eine große Herausforderung, zu fragen, ob wir Menschen wirklich so wahrnehmen, wie sie sind; und das war für mich sehr schnell klar, als ich mit dem Thema Transidentität konfrontiert war und Menschen gesagt haben: „Ich komme bei Euch in der Kirche nicht vor“. Wenn man an dieser Stelle wegsieht und sagt, es geht ja nur um ein paar wenige, nimmt man meines Erachtens die Botschaft, die wir vertreten, nicht ernst.

„Gott sieht den ganzen Menschen. Ich halte nicht viel davon, Körper und Seele zu trennen.“

Ingetraut Dittes ist Rentnerin und Mutter einer transidenten Tochter. Sie arbeitete als Krankenschwester und war 24 Jahre im Kirchenvorstand ihrer Heimatgemeinde.

„Durch die Reformation wurde der christliche Glaube und die Kirche menschlicher, und alle Menschen in ihrer gesamten Vielfalt, auch Transsexuelle, gehören einfach dazu“.

Ingetraut Dittes



Was bedeutet der Glaube für Dich?

Für mich bedeutet der Glaube Menschlichkeit, ein gutes Miteinander leben, Hilfsbereitschaft und immer Ansprechpartner für alle sein. Der Glaube selbst ist für mich nicht zwingend regelmäßiger Kirchenbesuch. Er gehört dazu, aber das Gesamtbild muss stimmen.

Hast oder hattest Du ein Amt in der Kirche? Wenn ja, welches?

Ich war 24 Jahre im Kirchenvorstand tätig, habe mich davon jetzt zurückgezogen. Ich bin aber weiterhin in einem sogenannten Sonntags-Café, im Besuchskreis, tätig.

Gehst Du weiteren Aktivitäten in der Gemeinde nach?

Ich singe im Kirchenchor und bin dadurch auch in vielen Gottesdiensten anwesend, die so die Brücke zwischen Kirche und meiner Aktivität jetzt hauptsächlich darstellen und das ist eine sehr schöne und erfüllende Sache.

Warum ist das erfüllend?

Weil es einfach ein Abschalten bedeutet. Gesang ist etwas, was ich sehr gerne tue. Es sind sehr schöne Lieder, gute Lieder, inhaltsreiche Lieder und es gibt die Gemeinschaft, immer mit anderen zusammen zu sein.

Wie offen ist diese Gemeinschaft jetzt für die Vielfalt?

Ich denke, sehr offen. Wir nehmen gute Sänger, wir nehmen weniger gute Sänger. Wir nehmen Männer, Frauen, auch Jugendliche. Jede, jeder kann kommen und das „jeder“ betrifft wirklich jeden.

Und gilt das auch für die Kirche im Allgemeinen oder wie ist die Entwicklung zur Zeit? Wird es dort offener?

Ich denke, es wird bedeutend offener. Es wird zumindest in der Richtung offen, dass man den Menschen im Auge behält und nicht die Events außen herum.

Hast Du persönliche Erfahrungen in dieser Richtung?

Bei uns wurde im Kirchenvorstand über Segnungen von gleichgeschlechtlichen Paaren gesprochen und das wurde ohne ablehnende Stimmen angenommen. Die können auch durchgeführt werden.

Wie denkt die Gemeinde darüber?

Na das ist wahrscheinlich, wie überall, zweischneidig. Aber die, die in der Kirche oder im Kirchenbereich in unserer Gemeinde tätig sind, sind der Sache gegenüber alle positiv aufgeschlossen und sprechen ihr zu.

Wie gehen die Menschen damit um: Die, die nicht in der Kirche tätig sind, aber den Gottesdienst besuchen?

Da gibt es sicherlich Befürworter und auch Personen, die es ablehnen. In der Gemeinde gibt es Leute die den Gottesdienst besuchen und regelmäßig da sind, die aber dem gegenüber nicht ganz so aufgeschlossen sind.

Woran kann das liegen?

Ich denke, das liegt an der Unwissenheit bei Menschen, die sich eigentlich noch nie mit der Sache beschäftigt haben, noch nie damit konfrontiert worden sind. Alles, was fremd ist, lehnt man erst mal ab.

Die Interpretation in der Kirche heißt ja: „Gott schuf Mann und Frau“ bzw. „männliche und weibliche Menschen“. Hat er damit nur männlich und weiblich als Pole gemeint oder wie schuf er die Menschen?

Männlich, weiblich vielleicht. Vielleicht sollte man sich das eher so vorstellen, dass man zur Weiterentwicklung zwei Geschlechter braucht, aber die sind nicht unbedingt fest auf eine einzelne Person bezogen. Gott schuf alle Kreaturen. Mann und Frau, Tiere, alles was kriecht und flucht und darunter gibt es Kreaturen, die sich ihre Geschlechtlichkeit, je nach Bedarf, selbst zugestehen können. Warum soll man das beim Menschen absolut ablehnen? Auch der Mensch ist eine Kreatur.

Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. Aber wie kann er das gemacht haben, wenn er Mann UND Frau geschaffen hat? Was bedeutet das eigentlich für das Bild von Gott?

Er brauchte wahrscheinlich eine Bezugsperson dazu. Das ist dann die Frau geworden und es hätte genauso gut ein zweiter Mann sein können. Von daher kann man auch manches dem Zufall zuschreiben.

Kann man vieles dem Zufall zuschreiben?

Ich denke schon. Dem Zufall, oder wie es eine Bekannte mir mal so schön gesagt hat, der Laune der Natur.

Diese „Laune der Natur, die Transidentität Deines Kindes“, wie hat sich das auf Deinen Glauben ausgewirkt?

Die Transidentität meines Kindes hat mit meinem Glauben überhaupt nichts zu tun gehabt. Das ist ja mein Kind, das sich plötzlich so geoutet hat. Für mich war das im ersten Moment schon ein Schock, aber im Nachhinein sucht man sich Brücken, über die man dann ganz gut gehen kann. Er war immer wie ein Mädchen, er sah seiner Oma wie aus dem Gesicht geschnitten. Man hätte ein Mädchen aus ihm machen können und heute ist sie es und das ist so in Ordnung. Es gab für mich keine Zweifel.

Wie war das am Anfang in der Gemeinde, gab es da Auswirkungen?

Es gab sicherlich Leute, die das erstmal als unvorstellbar angenommen und gesagt haben: Das kann es doch nicht sein, aber es gab keine, die irgendwie Abstand genommen oder gesagt haben, nein, keine Kontakte mehr oder wir wollen das nicht. Bei allen ist jetzt, wie es ist, und damit ist es für alle gut so.

Was sollte, mit Deiner Erfahrung aus der Gemeindegemeinschaft, die Zukunft der Kirche, auch im Hinblick auf die Reformation, aussehen?

Die Kirche sollte wieder etwas menschlicher werden, mehr auf die Leute zugehen und nicht immer nur Events feiern und die kleinen Leute vergessen.

Welche Events meinst Du?

Es werden viele spektakuläre Veranstaltungen gemacht, die sehr kosten- und zeitaufwendig sind, aber für kleinere Gottesdienste, kleinere Kirchengemeinden ist oftmals wenig Zeit und Geld da.

Kann Vielfalt helfen, dass wieder mehr Leute in die Kirche kommen?

Ich denke schon, dass die Vielfalt wieder mehr Leute in die Kirche bringt.

Was möchtest Du noch sagen?

Ich habe mit meinem Verständnis für Glauben und wie ich ihn bis jetzt gelebt habe, ein gutes und erfülltes Leben gehabt, mit allen Höhen und Tiefen. Auch mit den Veränderungen in der Familie kam ich bei meinem Glauben, mit meinem Glauben, immer gut weg. Für mich ist Kirche auch ein kleiner Rückzugsort, einmal eine Stunde, wo ich alleine sein kann, wo mich keiner beschwätzt, wo ich, wenn es nötig ist, auch mal einfach die Ohren zu machen kann und einfach nur mal in mich reinhören kann. Es kommt gar nicht immer auf das an, was dort gesagt wird, sondern auf das, was ich dort fühle und wie es mir dabei geht, und das ist im Gottesdienst einfach ansprechend, und dort kann ich das. Wenn ich Lust habe, singe ich gerne meine Lieder mit, spreche auch meine Gebete mit. Aber wenn es mir mal nicht gut geht und ich die Kirche einfach nur als Zufluchtort brauche, dann ist das auch in Ordnung für mich.

Sieht Gott den Körper oder die Seele oder das Herz?

Ich denke, Gott sieht eher die Seele als das Herz. Denn das Herz ist ein Organ. Die Seele hat Flügel, die kann Brücken bauen, das kann mein Herz nicht.

*„Ich denke, Gott sieht eher die Seele als
das Herz. Denn das Herz ist ein Organ.
Die Seele hat Flügel, die kann Brücken
bauen, das kann
mein Herz nicht.“*



Prof. Dr. Udo Rauchfleisch kommt aus Basel und war dort an der Universität Professor für klinische Psychologie. Er ist Inhaber einer psychotherapeutischen Praxis, die er noch heute führt.

„Wir leben in einer Zeit, in der sich verschiedene Glaubensrichtungen voneinander abschotten. Die Reformation könnte uns lehren, solche verkrusteten Positionen zu hinterfragen und auch frei zu werden für eine neue Vielfalt.“

Udo Rauchfleisch



Du bist Experte für Transidentität. Was ist Transidentität eigentlich?

Transidentität ist eine Möglichkeit, wie Menschen empfinden können, das hat gar nichts mit Gesundheit oder Krankheit zu tun, es ist einfach eine Variante menschlichen Empfindens, nämlich, dass der biologische Körper nicht übereinstimmt mit dem inneren Gefühl, Mann oder Frau zu sein.

Ist das etwas Neues, seit wann gibt es das schon?

Man fragt sich immer wieder, ob Transidentität schon in früheren Zeiten bestanden hat oder in anderen Kulturen. Wir wissen, es gibt sie in anderen Kulturen. Es gab sie sicher auch in früheren Zeiten, aber ob so etwas wahrgenommen und als Möglichkeit überhaupt gedacht wird, hängt natürlich vom sozialen Umfeld ab. Insofern glaube ich, es war immer ungefähr gleich wie heute.

Womit haben Trans* menschen, transidente Menschen zu kämpfen?

Trans*menschen haben mit ziemlich vielen Problemen zu kämpfen. Ein Hauptproblem sehe ich darin, dass es eine extreme Fremdbestimmung gibt. Jeder Schritt, den sie auf ihrem Weg machen, jede Hormongabe, die Operationen, die Personenstandsänderung, die Namensänderung: Alles braucht wieder Bewilligungen. Es gibt wohl keine Gruppe in unserer Gesellschaft, die mehr fremdbestimmt ist als transidente Menschen.

Was bedeutet für Dich der Glaube?

Ich hatte ursprünglich einmal vor, Theologie zu studieren, habe dann aber Psychologie studiert. Aber Ich habe immer einen Draht zur Theologie und zum Gemeindeleben gehabt. Ich habe über zwanzig Jahre in Basel mit der reformierten theologischen Fakultät und in Fribourg mit der katholischen Fakultät zusammengearbeitet. Zudem war ich im Kirchenvorstand und bin in der Kirche im Moment zwar nicht aktiv, aber Mitglied.

Glaube und Transidentität. Wie passt das zusammen?

Eigentlich muss es überhaupt kein Problem geben zwischen Glauben und Transidentität, denn Glaube und auch unsere kirchlichen Vorstellungen passen sehr gut zur Transidentität, die eine der Möglichkeiten ist, wie Menschen geboren werden. Menschen in den Kirchen aus fundamentalistischen, sehr traditionellen Kreisen tun sich allerdings schwer damit. Aber die tun sich schwer mit allem, was nicht Mainstream ist und was nicht die Allgemeinheit für richtig hält.

Wie sehr spielt dabei auch das Denken von Mann und Frau als Schöpfungsordnung eine Rolle?

Die Schöpfungsgeschichte und überhaupt die Berichte in der Bibel sind ja tradierte Formen, die weitergegeben wurden über viele Generationen und die jeweils aus der Situation der damaligen Zeit entsprungen sind.

Das Bild in der Schöpfungsgeschichte, wie Mann und Frau erschaffen wurden, ist ein altes Bild, das ganz die Situation der damaligen Zeit widerspiegelt. Das können wir heute gar nicht eins zu eins übernehmen. Überhaupt können wir viele Dinge in der Bibel nicht eins zu eins interpretieren, was fundamentalistische Kreise aber tun.

Wie kann die Kirche einen Gegenpol zu diesen fundamentalistischen Kreisen bilden?

Aufgabe der Kirche wäre es tatsächlich, Vielfalt zu betonen. Also das, was Diversity auch meint, dass Vielfalt nicht ein nötiges Übel ist, sondern eine Bereicherung darstellt. Die Kirchen sind dazu aufgerufen, genau das zu propagieren und auch in ihren eigenen Reihen umzusetzen.

Gibt es nicht auch einen Kampf innerhalb der Kirchen mit engen Strukturen?

Die Heterogenität unserer Kirchen zeigt, dass es alles darin gibt, fundamentalistische und aufgeschlossene Kreise, es gibt heute auch reformatorische Kräfte im weiten Sinne. Aber es hängt immer davon ab, wer die Oberhand hat.

Kann durch die reformatorischen Kräfte wirklich die Vielfalt in der Kirche Gehör finden?

Wenn wir uns überlegen, dass Vieles sehr verkrustet, festgefahren ist in den Kirchen, dann braucht es eine reformatorische Kraft, die alles wieder etwas auflockert, und das ist meiner Ansicht nach Aufgabe der Kirche.

Die Reformation ist ja nur Teil der evangelischen Kirche...

Die Reformation hat sich gegen vieles Verkrustete in der katholischen Kirche gerichtet. Dieses reformatorische Gedankengut und die Offenheit für Vielfalt gelten heute natürlich für die protestantische Kirche genauso wie für die katholische Kirche. Ob in Gemeinden oder in bestimmten Kirchenstrukturen eher konservative und fundamentalistische Kreise die Oberhand haben oder ob reformatorische Gedanken aktiv sind, hängt von der Struktur der Gemeinden ab.

Von wo kann dieser Wandel am ehesten angestoßen werden?

Wenn es um Wandel geht, könnte der einmal quasi von oben herab kommen, durch die Hierarchie der Kirche, das von den oben Stehenden wesentliche Neuerungen hineingebracht werden. Meistens ist es aber umgekehrt. Es kommt ja eigentlich von der Basis her, weil die Basis spürt, dass man in der alten Form nicht unbedingt weitermachen kann. Dann geht es eher darum, dass sich die oberen Strukturen dem öffnen müssen oder gezwungen werden, sich dem zum Teil zu öffnen.

Hast Du ein Beispiel für diesen Wandel von der Basis her?

Beim Thema Homosexualität und Kirche war es in beiden Kirchen, in der protestantischen und erst recht in der katholischen Kirche der Fall, dass nicht von oben her, sondern von der Basis der Wunsch geäußert wurde, dass wir da etwas ändern und uns öffnen sollten. Dies kam von schwul-lesbischen Basiskirchen, in denen jetzt auch trans* ein Teil ist, und von daher ein gewisser Druck auch der Öffentlichkeit gegenüber den Kirchenstrukturen, dass sich etwas ändern muss, was zum Teil geschehen ist, aber längst nicht überall.

Kann das auch so weit gehen, dass Trans* Menschen gewissermaßen Hilfe geboten wird oder zum Beispiel bei einer Personenstandsänderung irgendwie ein Ritual in der Öffentlichkeit stattfindet?

Es wäre sogar wichtig, dass Trans* mitberücksichtigt würden und es zum Beispiel ein Ritual für die Namensänderung, für die Personenstandsänderung gäbe. Denn gerade die, denen spirituelles Leben wichtig ist, sollten da ihren Ort haben. Die Kirche müsste Ort für alle sein, sollte die Vielfalt beinhalten und sich nicht nur an einige wenige richten.

Du denkst also, die Kirche kann auch wirklich auf diese Art und Weise Hilfe bieten?

Die Kirche muss nicht unbedingt Hilfe im engeren Sinne bieten, sondern Angebote haben. Sie soll nicht helfen, sondern offen sein für alle Menschen, die verschiedene Glaubensformen haben, und die in ihrem Leben Rituale brauchen, wie eben anlässlich einer Namensänderung, Personenstandsänderung usw.

Was bedeutet so ein Ritual für Menschen?

Wir sind es ja eigentlich gewohnt, dass es verschiedene Rituale in unserem Leben gibt. Das fängt von der Geburt an, Taufe im kirchlichen Bereich, dann, je nach Konfession, gibt es verschiedene Rituale, auch zum Beispiel Geburtstage feiern, Jahreswenden zu begehen. Die Rituale haben einen Zweck insofern, als sie Strukturen geben und Sinnbezüge herstellen, also gerade auch im Glaubensleben stellen sie Sinnbezüge her. Sie zeigen Menschen, dass hier eine Schwellensituation ist, es nun in etwas Neues übergeht, und dass dies kirchlich begleitet wird, dass es auch eine gewisse Plausibilität bekommt.

Welche Chancen bietet das für die Kirchen, sich dieser Vielfalt zu öffnen und sich der transidenten Menschen anzunehmen?

Sich der Vielfalt zu öffnen, ist eigentlich für jede Gruppierung hilfreich und gerade die Kirche, die sich zum Teil sehr eingeeignet hat auf ganz bestimmte Personengruppen und ganz bestimmte Glaubensvorstellungen, könnte enorm bereichert werden, indem sie Vielfalt zulässt. Diversity ist ja längst Thema in der Industrie. Die großen Firmen haben längst erkannt, dass dies eine Bereicherung ist. Das müsste in den Kirchen auch wahrgenommen und gelebt werden.

Was für Chancen bietet das zum Beispiel?

Die Chance, die in der Vielfalt liegt, besteht darin, dass wahrgenommen werden kann, dass es sehr unterschiedliche Menschen, Anliegen, verschiedene sexuelle Orientierungen, geschlechtliche Identitäten gibt, die jeweils eine andere Sicht hineinbringen.

Gerade transidente Menschen, die einen Weg hinter sich haben oder auf dem Weg sind, und mit Anfeindungen konfrontiert sind, sich mit sich selbst auseinandersetzen müssen, bis sie überhaupt diesen Weg finden. Diese Menschen sind insofern eine Bereicherung, als sie, wenn man ein großes Wort verwenden will, auf einem Weg der Individuation sind, ein Weg, auf dem wir alle sind. Aber sie könnten ein Beispiel sein, auch mutig zu sein, das zu leben, was die betreffenden Menschen innerlich spüren, und keine Angst zu haben, trotz aller Sorgen diese Schritte zu tun, sondern sie mutig zu gehen. Das kann ein Beispiel für uns alle sein, ja das könnte ein Weg sein, Zivilcourage zu zeigen.

Könnten auch Würdenträger, die z.B. trans* sind, daran mitwirken?

Wenn es Würdenträger in der Kirche gäbe, die trans* sind, hätte das natürlich eine ungeheure Wirkung, damit würde trans* gewissermaßen legitimiert. Diese Würdenträger wären ein Stück weit Modell, denn das Problem besteht ja darin, dass es in der Öffentlichkeit nur wenige Modelle für transidente Menschen gibt. Zwar gibt es ein paar bekannte Ikonen, aber es fehlt an lebhaften und vorgelebten Modellen, und das könnte ein wichtiges Modell sein.

Im Glauben wird ja Bezug auf die Bibel genommen. Gibt es in der Bibel etwas mit Bezug zu Trans*?

Ich habe Mühe, diesbezüglich etwas zu finden. Eigentlich kann man in der Bibel immer alles finden und es gibt ja die berühmten gleichgeschlechtlichen Paare auch in der Bibel. Ob diese wirkliche gleichgeschlechtliche Paare in unserem heutigen Sinne sind, weiß ich nicht, und für Trans* wüsste ich jetzt keinen Anknüpfungspunkt, um sagen zu können, dass schon in der Bibel die Rede von trans* ist.

Was für eine Auswirkung hätte dies?

Das hätte eine Auswirkung nur für diejenigen, die wortgetreu die Bibel interpretieren möchten. Aber auch diese Menschen haben Stellen, die sie relativieren, während sie andere eins und eins nehmen. Menschen, die absolut anti-trans* oder anti-homosexuell sind, kann man mit der Bibel nicht überzeugen.

Wie könnte man den „normal“ Gläubigen überzeugen und an das Thema heranzuführen?

Die Durchschnittsbevölkerung, wenn man so will, kann man sicher am ehesten an das Thema heranzuführen, indem Trans*-mensen sichtbar sind und durch gelebte Beispiele in den Schulen und Kindergärten. Dadurch erlebten die Kinder: dieser Vater ist eine Trans*-frau, diese Mutter ist ein Trans*-mann. Oder die Kinder erfahren das von ihren Kollegen. Dadurch würde Transidentität für sie zu etwas Selbstverständlichem. Das wäre der beste Weg, um Kinder langsam an das Thema heranzuführen.

Ich weiß aus meiner Praxis, dass es bei vielen Eltern, die das so „eingefädelt“ haben, gutgegangen ist. Die Kinder haben das gut begriffen und auch das Umfeld hat sich von manchen Vorurteilen, von Zerrbildern verabschieden können, weil sie gesehen haben, dass es ganz normale durchschnittliche Frauen und Männer sind, wie andere auch.

Was liegt Dir auf dem Herzen?

Ich habe eine Vision, wie das einmal hoffentlich aussehen könnte, doch weiß ich nicht, ob ich das noch erleben werde oder ob es überhaupt je zu dem kommen wird: dass man an den Punkt kommt zu sagen, wir bieten Menschen aus den verschiedenen Fachrichtungen wie Psychologie, Endokrinologie, Gynäkologie usw. unser Wissen an und sie können sich mit uns beraten und dann vollkommen selbstständig entscheiden. Es gibt dann keine Gutachten mehr für irgendwelche medizinischen Maßnahmen, es gibt auch keine Gutachten für Personenstandsänderung, Namensänderung, es ist einfach eine Entscheidung, die die Person selbstverantwortlich trifft.

Ich kenne die Diskussionen über die sogenannten Regretter, die es später bereuen. Es gibt jedoch viele Entscheidungen in unserem Leben bei uns allen, für die wir selbstverantwortlich eintreten. Und wenn wir uns geirrt haben sollten, dann ist es einfach so, und dann müssen wir das hinnehmen, aber wir sollten diese Verantwortung den Trans*-menschen vollkommen allein überlassen. Wie gesagt: Trans*-menschen beraten, die dann selbst entscheiden, das ist meine Vision.

Warum machst Du bei dem Projekt mit?

Bei dem Projekt habe ich sehr gerne mitgemacht, weil ich denke, es ist außerordentlich wichtig, dass wir von ganz verschiedenen Seiten her – von trans* Menschen, von ihren Angehörigen und auch von uns, die wir uns viel mit trans* Menschen beschäftigen, ich selbst seit mehr als 45 Jahren – etwas beisteuern, damit das Thema auch in die Kirchen hineingetragen wird und mehr Offenheit entsteht, mehr Sinn für Vielfalt.

Theodor Adam ist seit 2016 Pastor in der ev.-luth. St.-Georgs-Gemeinde in Sottrum. Er ist Gründungsmitglied des theologischen Arbeitskreises „QuiKT – Queer in Kirche und Theologie“ und beschäftigt sich in seinem Dissertationsprojekt mit der Frage, wie transidente Menschen vor, während und nach ihrer Transition angemessen kirchlich begleitet werden können.

„Von Gott ist, was dem Leben dient.“

Theodor Adam



Was bedeutet Ihnen der Glaube, Ihnen persönlich?

Für mich heißt Glaube, in einer Beziehung mit Gott zu stehen. In dieser Beziehung ist mein ganzes Sein aufgehoben, das weit über das irdische Leben und meine eigenen (körperlichen) Grenzen hinausweist. Diese Beziehung hat für mich mehrere Ebenen, die Basisebene aber ist die elementare: Schöpfungstheologisch gesprochen wäre sie das erstmalige und (so möchte ich es nennen) auch fortwährende Angehauchtwerden mit Lebensodem, rechtfertigungstheologisch ausgedrückt beschrieb sie die permanente Aktualisierung der Gnade: Du bist unendlich geliebt und Dir sind Deine Sünden vergeben. Parallel zu dieser Basisebene gibt es für mich mindestens noch die eigentliche Beziehungsebene und dort gibt es Schwankungen zwischen Nähe und Distanz, Dank und Lob und Anklage.

Wie bewerten Sie den Umgang der Kirche mit dem Thema der sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt des Menschen?

Diese Frage hat ihre Schwierigkeit im Begriff der Kirche. Als Mitglied des Beirats für das Referat für Chancengerechtigkeit der EKD bin ich erstaunt, dass dort bislang Konzepte jenseits des Geschlechterdualismus kaum in den Blick genommen wurden. Über die Veröffentlichung des Familienpapiers 2013 habe ich mich sehr gefreut, ebenso enttäuscht war ich über die Nicht-Veröffentlichung des Sexualitätspapiers, die Prof. P. Dabrock dann im Rahmen seiner Sexualethik „Unverschämt – schön“ (2015) vorgenommen hat. Sie hat ihre Schwächen in der Differenzierung zwischen sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität, ist aber ein mutiger Auftakt.

Die Landeskirchen hingegen erlebe ich als sehr unterschiedlich weit progressiv, doch habe ich bislang in der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, in der ich beheimatet bin, selbst nur gute Erfahrungen gemacht. Die bejahende Einstellung des Landesbischofs und der Synode sind eine große Hilfe beim Türenöffnen, wobei ich das Gefühl habe, je kleiner die Kontexte werden (Kirchenkreisebene, Gemeindeebene), desto wichtiger ist vor allem die zwischenmenschliche Begegnung. Oft helfen Information, Aufklärung und Selbstauskunft, beim Gegenüber Akzeptanz für diese Themen zu wecken.

Wie hat sich das in den letzten Jahren in Ihren Augen entwickelt?

Noch zu Beginn meines Studiums war ich nicht sicher, ob die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers mich als queer lebenden und liebenden Menschen als Pastor akzeptieren würde. Das Studium der Christlichen Publizistik war tatsächlich ein doppelter Boden. Zum Ende meines Studiums stellte sich die Frage gar nicht mehr. Ich erlebe die Entwicklung und Öffnung als sehrasant, nehme aber besonders im Bereich der Intersexualität und Transidentität auch Informationslücken wahr und beobachte mit Sorge das Erstarken von in diesen Themen konservativen und traditionalistischen Kreisen, die Gender-Themen anscheinend als Bedrohung wahrnehmen, für die die Entwicklung vielleicht zu schnell ging.

Dankbar bin ich den vielen feministischen Gruppen und Frauenbewegungen, die den Weg bereitet haben und sich nun oft von den geschlechtsdekonstruktivistischen Strömungen überholt sehen. Ich selbst plädiere sehr für eine Öffnung des Geschlechterdualismus hin zu einem Geschlechterspektrum, wobei ich die Pole ‚Mann‘ und ‚Frau‘ nicht abschaffen wollen würde.

Sind transsexuelle Menschen auch Teil von Gottes „Schöpfungsplan“?

Hat Gott einen „Plan“? Das ist wirklich eine spannende Frage. Sind transidente Menschen zum Transident-Sein bestimmt? Dann müsste Gott auch die gesellschaftlichen Umstände und kulturellen Gegebenheiten im Blick haben, in die ein Mensch hineingeboren wird.

In anderen Kulturen z.B. gelten transidente Menschen nicht als queer, sondern als besonders weise, weil sie alle Geschlechter in sich vereinen; wieder andere Kulturen kennen den Geschlechterdualismus so gar nicht. Ich bin bei diesen Planvorstellungen skeptisch, geschaffen als wie weit auch immer gehendes Männliches und Weibliches, bezogen aufeinander hin – das alles ja, aber ich glaube, dass Gottes Kreativität weit über unser beschränktes Vorstellungsvermögen herausragt.

Ebenbildlichkeit mit ihm heißt für mich, sich selbst als von ihm gut gemeint zu glauben, aber Ebenbildlichkeit macht sich für mich nicht fest an einem starren Bild, einer festen Rolle, einer sich nicht wandeln dürfenden Identität. Von Gott ist, was dem Leben dient, wie auch immer das sein mag.

Sie engagieren sich im Arbeitskreis Queer in Kirche und Theologie (QuiKT). Wofür steht dieser Arbeitskreis, was sind seine Ziele?

Dieser Arbeitskreis hat es sich zur Aufgabe gemacht, queere Themen theologisch zu reflektieren und sie in den kirchenpolitischen Diskurs und in gemeindepraktische Kontexte einzuspielen. Konkret arbeitet der Arbeitskreis gerade an der Frage, wie transidente Menschen bestmöglich kirchlich begleitet werden können. Dazu entwickeln wir einen Ritus, der transidenten Menschen und ggf. auch ihren Angehörigen vor, in oder nach der Transition die Möglichkeit geben soll, das Gewesene, Geschehene oder Zukünftige vor Gott zu bringen und sich individuell und auf dieses Ereignis hin bezogen segnen zu lassen.

Wozu braucht es diesen Trans-Ritus?

Die Idee dazu ist durch eine Anfrage eines transidenten Menschen selbst entstanden. Die Person fragte, ob sie nach ihrer Transition noch einmal getauft werden könne, da sie ja nun einen neuen Namen und eine neue Geschlechtszugehörigkeit habe und sich nicht sicher sei, ob die bisherige Taufe noch gelte. Da die Taufnade jedoch eine unwiderrufliche ist, war schnell klar, dass eine erneute Taufe nicht stattfinden konnte, jedoch stand das Bedürfnis nach einer erneuten Vergewisserung im Raum.

Als wir dann begannen, ritualtheoretisch und ritualexperimentell zu arbeiten, kamen weitere transidente Menschen mit weiteren Bedürfnissen hinzu: Einmal sollte die Proklamation des neuen Vornamens im Mittelpunkt stehen, einmal sollte der Ritus wie ein Reisesegen stärkend am Beginn des Transitionsprozesses stattfinden. So entwickelten wir statt einer eindeutigen und in diesem Falle engführenden Agenda ein Baukastensystem, das auf die unterschiedlichen Bedürfnisse reagiert und individuelle Formen ermöglicht. So kann der Ritus zu Beginn, während oder auch zum Ende der Transition stattfinden. Keinesfalls ist er als „Absegnung“ der Transidentität der den Segen empfangenden Person gemeint.

500 Jahre Reformation. Was erwarten Sie von Ihrer Kirche im Hinblick auf den Umgang mit Menschen, deren sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität nicht der gängigen Norm entsprechen?

Alle Menschen sollten als ein selbstverständlicher Teil der bunten christlichen Gemeinschaft angesehen werden, die wertschätzend wahrnimmt, dass Heteronormativität und Geschlechterdualismus zwar Orientierung bieten, aber auch Engführungen sind. Ich wünsche mir eine intensive, geistlich verortete exegetische Debatte bezüglich der entsprechenden Bibelstellen, einen offenen systematischen Diskurs, mehr Gendersensibilität und eine gendergerechte Sprache.

Könnten Sie konkrete Beispiele nennen? Was würde diesen Menschen tatsächlich helfen?

Eine klassische Falle ist z.B. das Psalmengebet: „Die Männer beginnen und die Frauen antworten mit den eingerückten Versen.“ Aha, und was machen alle anderen?



*„Eine klassische Falle ist z. B. das Psalmengebet:
„Die Männer beginnen und die Frauen antworten mit
den eingerückten Versen.“ – Aha, und was machen alle
anderen?“*

Dorothea Zwölfer ist Gemeindepfarrerin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und seit 30 Jahren verheiratet mit Pfarrerin Claudia Zwölfer. Auf Grund ihrer Geschlechtsangleichung erlebte sie, mit wie vielen Schwierigkeiten transsexuelle Menschen auch in Deutschland zu kämpfen haben. Seitdem engagiert sie sich für Aufklärung und Bildungsarbeit, um Vorurteile abzubauen und Akzeptanz sowie eine bessere medizinische Versorgung transsexueller Menschen zu ermöglichen.

„Es gibt immer mehr Menschen in den verschiedenen Landeskirchen, denen die Augen aufgehen, wenn man ihnen erzählt, mit wie viel Mühen eine Geschlechtsangleichung medizinisch und juristisch in unserem Land verbunden ist.“

Dorothea Zwölfer



Was bedeutet Ihnen der Glaube, Ihnen persönlich?

Mein Glaube ist mir sehr wichtig. Glaube ist für mich etwas, was sich im Laufe meines Lebens veränderte. Was aber gleich geblieben ist, war die Erfahrung: Glaube hat etwas Befreiendes und zugleich Kraftgebendes an sich.

Viele Gespräche mit anderen Menschen prägten meinen Glauben. Hauskreisarbeit, Glaubenskurse und neue zusätzliche Gottesdienste wurden mir wichtig, denn Glaube ist wie ein Schatz, der gehoben und entdeckt gehört.

Ich bin mir sicher: Gott sieht uns anders, als Menschen uns sehen (1 Sam 16,7b) und unsere Erkenntnis, unser Wissen ist fragmentarisch, Stückwerk (1 Kor 13,12). Deshalb ist es gut, nicht zu richten (Mt 7,1ff), sondern dem Gegenüber zunächst einmal mit einer Haltung des Vertrauens zu begegnen. Für mich ist Jesus Christus Mittelpunkt meines Glaubens – ich bin mir sicher, dass er mein Leben trägt und mich begleitet.

Was sind Ihre Erfahrungen mit Transsexualität? Wie kamen Sie zu der Erkenntnis, dass Sie transsexuell sind?

Ich selbst verwende seit der internationalen Konferenz über Transsexualität in Frankfurt/Main 2016 lieber den Begriff NIBD (Neuro-Intersexual Body Discrepancy – Neurointersexuelle Körperdiskrepanz¹). Kurz gefasst meint das: Es gibt nicht „die“ Frau und „den“ Mann, sondern ein ganzes Spektrum an Ausprägungen im Blick auf Geschlecht im Bereich dessen, was wir Menschen von uns selber wissen. Jeder Mensch ist ein Stück weit einzigartig: Das gilt nicht nur im Blick auf jeden Fingerabdruck, sondern eben auch im Blick auf das Geschlecht, das vor allem auch im Gehirn verankert ist.

Viele Jahre war die Geschlechtskörperdiskrepanz etwas, was ich zwar erlebte, aber nicht einordnen konnte. Da nur wenige Menschen diese Erfahrung kennen, möchte ich die Frage umformulieren: Wie merkt man, dass man hungrig ist? Wer in seinem Leben nie hungrig war, wird vermutlich ganz anders auf so eine Frage antworten als jemand, der wegen einer Hungersnot aus Afrika floh und sich auf die lebensgefährliche Reise über das Mittelmeer machte. Man erlebt an seinem Körper eine Diskrepanz zwischen dem, was „ist“, und dem, was eigentlich „sein sollte“ – also eine Körperdiskrepanz, die wir umgangssprachlich mit dem Wort „Hunger“ beschreiben.

So ähnlich ist es mit Transsexualität auch, nur bezogen auf den Geschlechtskörper. Ich habe NIBD primär körperlich erlebt. Das Gewisswerden vergleiche ich mit zwei Puzzle-Bildern, die übereinandergelegt wurden. Unten lag schon immer das Bild von Dorothea, aber irrtümlicherweise wurde das Bild von Andreas oben drauf gelegt, ohne dass jemand etwas von dem geahnt hätte, was in mir angelegt war. Aber Dorothea kam immer neu zum Vorschein, so wie wenn man in den beiden Puzzles Teile des unteren sieht.

Es gab viele Versuche, das immer neu zuzudecken. Ein Puzzleteil war etwa, als ich mit fünf Jahren meine Mutter fragte, wann ich schwanger werde. Sie versuchte alles, um mir das Mann-Sein schmackhaft zu machen, aber es gelang nie richtig. Vieles, was ich erlebte, ist mir zu intim, um es hier zu schildern. Aber mein „transsexueller Lebenslauf“, in dem die Puzzleteile alle aufgeführt wurden und den ich für die medizinische Angleichung erstellte, wurde viele Seiten lang.

Erst 2011 war dann der Moment gekommen, als ich nicht mehr weiter kämpfen konnte – ich war am Ende. Und mir ging es gar nicht gut, als mir klar wurde, was das nun bedeutete. Nach 25 Jahren Ehe der eigenen Frau sagen zu müssen, wer man im Innersten ist, tut sehr weh. Ich wollte niemanden verletzen, aber es ging nicht mehr anders.

Sie haben sich 2013 vor der Gemeinde als transsexuell geoutet. Wie waren damals die Reaktionen in Ihrer Kirchengemeinde?

Viele Menschen, die nach dem Gottesdienst in der Kirche geblieben waren, als ich den Talar ausgezogen hatte, um deutlich zu machen, dass nun eine private Ankündigung folgt, äußerten spontan, ich solle doch bleiben. Aber wir hatten mit der Kirchenleitung besprochen, dass ich auf eine Sonderpfarrstelle wechseln werde – vor allem auch deshalb, weil wir auf diejenigen Rücksicht nehmen wollten, die mit dem Coming-out vielleicht überfordert waren und auch deshalb, weil sowohl die Kirchenleitung wie auch ich selbst Zeit brauchte, um mit der veränderten Situation umzugehen bzw. sie zu reflektieren.

Wie wurde das damals verhandelt und besprochen zwischen Ihnen und der Kirche als Arbeitgeber? Und auch in der Gemeinde?

Es gab viele Gespräche auf allen Ebenen – zum Beispiel mit den Konfirmandeneltern oder den Schulrektoren. Diese Gespräche erlebte ich als sehr unterschiedlich, insgesamt aber als konstruktiv und von Wohlwollen geprägt. Auf die Details möchte ich im Blick auf das in unserer Kirche übliche Gebot der Dienstverschwiegenheit nicht eingehen.

Was hat Ihnen in dieser Zeit geholfen?

In der Bibel war das Buch Jona für mich inspirierend. Jona wollte ja nicht nach Ninive – und ich hätte viel dafür gegeben, wenn ich meiner Frau und den Menschen, die mir wichtig waren, das Coming-out und die nachfolgende Geschlechtsangleichung hätte ersparen können. Aber es ging nicht. Nichts half. Ich musste mich auf den Weg der Geschlechtsangleichung machen – so, wie ein hungriger Mensch irgendwann etwas zu essen braucht. In gewisser Weise fühlte ich mich ähnlich wie Jona im Bauch des Fisches – geschützt und auf einer Reise, die man sich kaum vorher vorstellen konnte. Oder Jeremia – der Prophet wider seinen Willen. Der beklagte sich auch bei Gott – und doch war das, was Gott ihm zumutete, keine Überforderung. Er erlebte in Höhen und Tiefen Gottes Nähe. Ähnlich ging es mir auch. Und im Unterschied zu Jeremia war ich nicht allein, sondern hatte meine liebe Frau an meiner Seite – und andere, die mich akzeptierten und, wo möglich, ebenfalls unterstützten.

Die Vernetzung mit anderen, die Ähnliches erlebt hatten, war ebenso hilfreich wie die Veröffentlichungen von H.-J. Haupt über die Forschungsergebnisse des Neurowissenschaftlers V.S. Ramachandran.

Wie hat Ihre Transition Ihre Arbeit verändert?

Ich merkte, wie sehr Frauen im Alltag anders behandelt werden als Männer – theoretisch war mir manches schon vorher klar, aber wenn man mit einem Mal als Dame behandelt wird (im positiven wie im negativen Sinn), dann ist das schon etwas anderes, als vorher theoretisch darüber nachzudenken.

Gleichzeitig wuchs die Seelsorge-, Beratungs- und Bildungsarbeit deutlich an. Bei Vorträgen, zu denen ich eingeladen wurde, und bei den Gesprächen danach merkte ich, wie wichtig und notwendig Bildungsarbeit und die persönliche Begegnung mit Menschen sind – ähnlich, wie es Menschen verändert, wenn sie Kontakt haben zu Menschen, die aus einer anderen Kultur oder Religion kommen.

Hat Ihre Transsexualität auch Ihren Glauben verändert?

Das, was Luther auf dem Wormser Reichstag gesagt haben soll („hier stehe ich, ich kann nicht anders“), und sein Vertrauen auf den Gott, der uns freispricht und rechtfertigt allein aus Glauben, wurde für mich noch viel wichtiger, als es vorher schon gewesen war. Gleichzeitig wurde mir noch bewusster, wie hilfreich Rudolf Bultmanns historisch-kritischer Ansatz für meine Arbeit in Kirche und Gemeinde bzw. im Rahmen der Bildungsarbeit zum Thema NIBD ist.

Wie bewerten Sie den Umgang der Kirche mit diesem Thema?

Ich erlebe die Kirche sehr unterschiedlich – je nachdem, welche Landeskirche man anschaut, spürt man deutlich die verschiedenen Positionen der Gliedkirchen der EKD dazu. Als sehr hilfreich empfinde ich die Arbeit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, die sehr bewusst und aktiv uns unterstützt. Auch in Bayern habe ich viel Entgegenkommen erlebt – ich danke insbesondere Dekan Siegfried Stelzner, der mich während meiner Zeit auf der Sonderpfarrstelle sehr unterstützte.

Wie hat sich das in den letzten Jahren in Ihren Augen entwickelt?

Es gibt immer mehr Menschen in den verschiedenen Landeskirchen, denen die Augen aufgehen, wenn man ihnen erzählt, mit wie viel Mühen eine Geschlechtsangleichung medizinisch und juristisch in unserem Land verbunden ist. Manche fallen aus allen Wolken, weil sie glauben, Gleichberechtigung im Sinne des Grundgesetzes sei gelebte Realität – doch NIBD-Menschen sind in vielen Bereichen noch einem Sondergesetz (Transsexuellengesetz) und einer medizinischen Sonderbehandlung unterworfen, die ihre Wurzeln in der Psychopathologisierung von Transsexualität seit den Psychiatern Carl Westphal und Richard von Krafft-Ebing hat. Diese Psychopathologisierung wirkt bis in die Gegenwart – weitgehend unbemerkt von der Mehrheit der Gesellschaft – fort und macht uns NIBD-Menschen Probleme.

Deshalb ist Bildungsarbeit wichtig – allerdings merke ich, dass es nicht nur um Bildung im Sinne von rationalen Veränderungsprozessen gehen muss. Fragen der Sexualität sind oft mit unbewussten Ängsten und Tabus verbunden, die man allein durch Bildung im klassischen Sinn nur schwer verändern kann. Darum braucht es mehrdimensionale Ansätze z. B. durch Kunst und Musik, aber auch durch persönliche Begegnungen und viele Multiplikatoren, die auf emotionaler Ebene kommunizieren können, um langfristige und nachhaltige Akzeptanz zu ermöglichen.

Sie engagieren sich unter anderem bei der Trans-Evidence-Working-Group. Wofür steht diese Gruppe, was sind ihre Ziele?

Ziele, Grundlagen und Paradigmen der Arbeit der Trans-Evidence-Working-Group finden sich unter www.trans-evidence.com. Auf Grund meines Stellenwechsels nach Mühlhausen/Weingartsgreuth habe ich meine Tätigkeit bei Trans-Evidence auf Consulting (Beratung) reduziert, die ich dann leisten kann, wenn mir die örtlichen Anforderungen in den beiden Kirchengemeinden das erlauben.

Wichtig ist mir bei der Arbeit der Gruppe die Betonung der Menschenrechte (ähnlich wie bei der Stuttgarter Erklärung) sowie der Ansatz, NIBD-Menschen durch präventive Medizin (Salutogenese) zu helfen, anstatt zu warten, bis sie krank werden und man einen Leidensdruck objektiv nachweisen kann, was ich am gegenwärtigen System als zynisch empfinde.

Was sagen denn die Neurowissenschaften über Transsexualität?

Auf der Frankfurter Konferenz über Transsexualität an der Goethe-Universität im Februar 2016 wurde deutlich gemacht, inwiefern das Gehirn nicht nur die Basis des eigenen Geschlechtsbewusstseins, sondern auch des eigenen Geschlechtes ist.

Transsexuelle Menschen besitzen ein tiefes inneres Wissen, ein Geschlecht zu haben, das ihnen bei der Geburt vorenthalten wurde. Daher sind die Genitalien in diesem Fall gewissermaßen geschlechtlich „diskrepanz“ zum Gehirn, wobei das Bedürfnis nach Angleichung von Körper und Lebensweise an das eigentliche Geschlecht heute als natürlich und damit auch als nicht-pathologisch beurteilt wird.

Warum haben neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse einen solchen Stellenwert für Sie?

Es gibt mehrere Gründe. Zuallererst: NIBD-Menschen brauchen medizinische Hilfe, sofern sie unter einer Geschlechtskörperdiskrepanz leiden. Diese medizinische Hilfe zur Geschlechtsangleichung unterscheidet diese Menschen z. B. von homosexuellen Menschen, die ihren Geschlechtskörper nicht als diskrepanz erleben.

Die bisherige medizinische Versorgung beruht in Deutschland auf veralteten und in der Regel nur im common-sense-Verfahren erstellten Leitlinien, die über die Köpfe von NIBD-Menschen hinweg meist von Psychiatern erstellt wurden. Derzeit entsteht viel Leid dadurch, dass man erst einen „klinisch relevanten Leidensdruck“ nachweisen muss, bevor einem der Medizinische Dienst der Krankenkassen auf Grund der geltenden Gesetzeslage Operationen genehmigt. Das führt dazu, dass manche NIBD-Menschen erst zum Beispiel eine handfeste Depression bekommen müssen (in der Medizin nennt man solche Folgeerkrankungen, die dann auftreten, wenn das Grundproblem nicht behandelt wird, Komorbiditäten), bevor medizinische Hilfe möglich wird.

Neurowissenschaftler wie H.-J. Haupt oder V.S. Ramachandran dagegen nehmen die sogenannte 1.-Person-Perspektive als Ausgangspunkt (d. h. man akzeptiert erst einmal die Aussagen von NIBD-Menschen über sich selbst) und legen einem kein psychopathologisches Raster von außen an (3.-Person-Perspektive). Das hat zur Folge, dass solche Forscher (wie auch K. Seikowski – er zeigte in einer Studie mit über 1000 NIBD-Menschen, dass psychische Komorbiditäten ab dem Beginn der Hormontherapie deutlich weniger werden und nicht öfter auftreten als im Durchschnitt der Bevölkerung) davon ausgehen, dass NIBD-Menschen nicht mehr oder weniger psychisch krank sind als der Durchschnitt der Bevölkerung. Deshalb ist es aus wissenschaftlicher Sicht unethisch und verstößt gegen die Pflicht zur Hilfeleistung, wenn Mediziner die Selbstaussage von NIBD-Menschen im Blick auf ihr Geschlecht nicht akzeptieren und diese Menschen nicht zeitnah zum Endokrinologen überweisen.

Sodann haben die Neurowissenschaften mir und vor allem meiner Frau und vielen anderen in meinem Umfeld geholfen, mich besser zu verstehen. Ich hätte zwar auch ohne das Wissen um die neurobiologische Forschung, die ich im Oktober 2012 entdeckte, meine Angleichung durchführen können und durchgeführt, aber so war es einfacher. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob man davon ausgeht, dass Transsexualität eine schwere psychische und unerklärbare Krankheit bzw. eine anerzogene (und damit therapierbare) Störung ist, oder ob es sich um eine von vielen angeborenen Varianten geschlechtlicher Vielfalt handelt.

Die neurobiologische Forschung der letzten Jahre (z.B. M. Solms, H.-J. Haupt) zeigt eindrücklich, dass NIBD bereits vorgeburtlich fest im Menschen verankert ist. Deshalb ist Therapie im Sinne von geschlechtlicher Fremdbestimmung unethisch und unwissenschaftlich.

Sie bloggen und engagieren sich ehrenamtlich auch nach Abschluss Ihrer Geschlechtsangleichung weiter – warum?

Heil ist nicht nur ein Glaubensthema, sondern in der Geschichte der Prophetie (z.B. bei Jesajas Aufruf zum „rechten Fasten“ in Jes 58,6-7) und bei Jesus (z.B. in Mt 25,40: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“) verbunden mit Recht, Gerechtigkeit und dem Einsatz für diejenigen, die ausgegrenzt und in einer schwierigen Lebenslage sind.

Ich bekomme leider weiterhin viele Informationen von anderen NIBD-Menschen, die mir zeigen, wie sehr Diskriminierung und Hassverbrechen bis hin zu Mord an NIBD-Menschen in unserer Welt verbreitet sind (suchen Sie im Internet mal „TDOR“, Transgender Day of Remembrance oder den Bericht der Europäischen Agentur für Grundrechte) – nicht nur im fernen Ausland, sondern auch in Europa. Ich habe Menschen kennengelernt, die nach dem Coming-out arbeitslos wurden oder in eine Position versetzt wurden, in der sie viel weniger verdienten als vorher, trotz Gleichstellungsbeauftragten in der Firma. Ich habe mitbekommen, wie vieles im medizinischen Bereich NIBD-Menschen Probleme macht wie z.B. die Nebenwirkungen von Medikamenten oder fehlgeschlagene Operationen. Deshalb möchte versuchen, im Rahmen meiner Möglichkeiten für Verbesserungen einzutreten und blogge unter www.aufwind2012.wordpress.com.

2017 feiern wir 500 Jahre Reformation. Was erwarten Sie von der Kirche im Blick auf den Umgang mit transsexuellen Menschen?

Luther förderte die Bildung auf allen Ebenen. Schulbildung und Katechismus waren zu seiner Zeit ganz zentral für den Erfolg der Reformation. Kirche hat leider viele NIBD-Menschen verloren, weil deren Alltag und die Schwierigkeiten, die einem bei einer Geschlechtsangleichung durch das TSG und die medizinischen Vorgaben bereitet werden, in Kirchenkreisen oft nicht bekannt sind. Aber ich hoffe, dass sich das ändert.

Können Sie konkrete Beispiele nennen? Wie kann die Kirche transsexuellen Menschen helfen?

Im Jahr 2015 habe ich eine Umfrage mit einer Reichweite von insgesamt über 3000 Menschen durchgeführt. Die Frage lautete: Wenn die evang. Kirche oder Diakonie etwas für TS / TI / TG (transsexuell, transident, transgender) oder intersexuelle Menschen tun will – was würdet Ihr Euch von Kirche/Diakonie wünschen? Die häufigsten Antworten waren: Hilfe im Blick auf Angehörige/Coming-out anbieten; Beratungsstellen aufbauen/ausbauen; Telefonseelsorge(r) schulen/ausbauen, damit man auch auf dem Land Hilfe bekommen kann; für Bildungsarbeit im Blick auf Transsexualität eintreten (Bildungspläne, Erwachsenenbildung); Hilfe zur beruflichen Integration geben; Personal schulen (im Blick auf den Umgang mit transsexuellen Menschen); Suizid von transsexuellen Menschen erforschen und verhindern; transsexuelle Flüchtlinge unterstützen; Aufbau einer Stiftung zur Unterstützung der Anliegen transsexueller Menschen. Ich hoffe, dass das Reformationsjubiläum Anlass ist, auf die Anliegen von NIBD-Menschen verstärkt einzugehen.

1. Vgl. Horst-Jörg Haupt, „Neurointersexuelle Körperdiskrepanz. Grundsätzliche Überlegungen in Richtung neurophänomenologischer Zugänge zu Mustern geschlechtlicher Vielfalt“, in *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 75-121.



Nina und Kristina Steuer sind seit 1998 verheiratet. Sie leben im Herzen Niedersachsens. Nina ist Fotojournalistin, Kristina arbeitet als Diplom-Agraringenieurin und Rentenberaterin.

Nina: „Die Schöpfung ist Vielfalt; es gibt nicht nur Schwarz oder Weiß, nicht nur eindeutig Mann oder eindeutig Frau, sondern auch alle Stufen dazwischen; auch das gehört zur Schöpfung.“

Kristina: „Wir waren vor der Ehe zwei Personen vor Gott, die sich lieben, haben geheiratet und sind auch nach der Transition zwei Menschen geblieben, die sich vor Gott lieben.“

Nina & Kristina Steuer



Vielleicht könnt Ihr beide einmal beschreiben, was für Euch Glauben, gläubig zu sein bedeutet? Wie äußert sich das konkret für Euch im Alltag?

N: Der Glaube ist für mich Leben. Ohne den Glauben würde ich gar nicht mehr leben wollen. So würde ich das sagen.

K: Das kann ich durchaus unterstützen. Der Glaube ist für mich der Sinn meines Lebens, der Grund meines Lebens, meiner Lebensfreude. Durch den Glauben kann ich den Alltag meistern oder durch den Glauben ist es einfacher, den Alltag zu meistern.

Wie äußert sich das im Alltag? Wie praktiziert Ihr Glauben?

N: Das geht für mich persönlich ganz oft damit los, dass ich mir morgens überlege, oh Gott, jetzt liegt das und das an, ohne Dich macht das keinen Sinn. Gerade, wenn ich neue Menschen kennenlernen – das passiert in meinem Beruf permanent, und die Menschen sind mir wichtig - bitte ich Gott darum, dass er mir dieses Fünkchen dafür gibt, diese Menschen anzunehmen und ihnen einfach liebevoll zu begegnen, so wie er mir auch begegnet. Das wäre ein Beispiel.

K: Bei mir ist es das Gebet. Dieses kurz zwischendurch Innehalten. Auch wenn viel los ist, wenn man viele Termine hat, wenn der Alltag einen zu überrennen droht, dann kurz innezuhalten, ins Gebet zu gehen, die Dinge, die aktuell anliegen, kurz zu umreißen, um dann wieder nach vorne zu schauen und weitergehen zu können, das macht es einfacher. Man hat dann zum einen das Gefühl, Gott ist dabei, er ist mit mir, und zum anderen auch einfach die absolute Gewissheit, er ist dabei und ich gehe durch diese oder jene Situation jetzt nicht alleine.

Gott schuf Mann und Frau. Wie steht Ihr dazu?

N: Das ist soweit schon richtig, aber: Dazwischen ist noch eine ganze Menge Platz.

K: Er schuf sie als Mann und Frau. Genau hingeschaut, gibt es im Grunde genommen ja auch alles dazwischen. Wie Du schon gesagt hast: Die Schöpfung ist Vielfalt; es gibt nicht nur Schwarz oder Weiß, nicht nur eindeutig Mann oder eindeutig Frau, sondern auch alle Stufen dazwischen; auch das ist Schöpfung und gehört zur Schöpfung. Das wertet den einen oder anderen auch nicht ab. Vor Gott ist gleichgültig, wie man geschaffen ist; vor Gott stehen alle an einem gleichen Punkt.

N: Wirklich wichtig ist dabei die Kreativität Gottes.

K: Ja. - Diese Kreativität Gottes enthält so unendlich viel. Ich glaube, das kann man sich auf den ersten Blick gar nicht richtig vorstellen. Man kann sich davon nur überraschen lassen.

Über diese Themen – redet Ihr darüber viel, als Paar?

K: Ja. Einmal natürlich über unsere persönliche Situation, darüber müssen wir reden ...

N: ... um weiterhin auch Gemeinschaft leben zu können oder gemeinschaftlich leben zu können, müssen wir darüber reden. Wir sprechen darüber aber natürlich auch allgemein. Es ergibt sich auch einfach viel Gesprächsstoff, wenn man viel unterwegs ist und andere Menschen kennenlernt. Wenn man unglaublich vielfältige Menschen erlebt, sieht man Vielfalt auch ganz anders. Kein Mensch ist ja genauso wie der nächste.

Es gibt ja immer einen Unterschied. Diese Vielfalt zu erleben, ist total spannend. Es macht auch große Freude, wenn man – beispielsweise in meiner beruflichen Situation – bei einem Termin ist und einen das männliche Gegenüber plötzlich fragt: „Mein Mann, darf der auch mit auf’s Foto?“ Ich finde das sehr anrührend. Wunderschön ist, wenn es auch gelingt, eine solche Szene normal werden zu lassen, weil Gott sie normal geschaffen hat. So sehen wir das. Darüber reden wir natürlich auch. Es geht dabei um die Liebe und nicht um irgendwelche Weltbilder oder irgendetwas anderes. Da gehört die Vielfalt bei uns eigentlich jeden Abend mit auf’s Sofa.

Ist die Vielfalt Eurer Meinung nach in den Kirchen genug berücksichtigt? Wird sie genug thematisiert und genug umgesetzt, auch in den Gottesdiensten, in den Ritualen, die es betrifft, in den Liturgien?

N: Ich glaube, man muss hier ein Stück weit differenzieren, zumindest aus meiner Sicht. Unser Wohnort mit rund 2.000 Einwohnern hat nicht so viel Potential, aus dem Vielfalt entstehen kann, wie die Hauptstadt Berlin, in der Millionen Menschen leben. Hier leben einfach viel weniger Menschen. Die Menschen, um die es geht, müssen sozusagen öffentlich sein. Sie müssen sich trauen, zu ihrem Anderssein zu stehen. Dann kann die Kirche auch darauf reagieren. Sie kann nicht ahnen, dass in einem Menschen etwas schlummert, was zu einem Coming-out führen kann. So etwas kann niemand von außen sehen, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Aber wenn es zu einem Coming-out kommt, dann kann Kirche sicherlich reagieren, und ich glaube, sie kann auch noch ein bisschen dazu lernen.

K: Ich denke, Kirchen beginnen, in diesem Punkt offener werden. Die Akzeptanz von Vielfalt steigt, das denke ich schon. Wenn wir auf das Umfeld schauen, in dem wir unterwegs sind, in dem evangelischen Umfeld, da ist eine Offenheit, Akzeptanz. Können wir das so sagen?

N: Ja. Eindeutig, was wir gar nicht so erwartet haben. Wir haben eigentlich mehr Widerstand erwartet. So ist es aber nicht; es gibt viel mehr Akzeptanz. Es kommt natürlich auch immer darauf an, in welche kirchliche Richtung man dann schaut. Aber in der evangelischen Kirche, in der wir jetzt unterwegs sind, da gibt es die Akzeptanz. Ja doch.

Welche konkreten Erfahrungen habt Ihr in Eurem Gemeindeumfeld gemacht, positive wie negative? Trans-/ Geschlechtervielfalt in den Gemeinden – wie kann das gelingen?

K: Eine Erfahrung ist, das offene Gespräch zu suchen.

N: Ja, eindeutig. Es geht zunächst einmal um einen selbst. Man muss als Gesprächspartner bereitstehen. Man muss selbst auch offen darüber reden, aber sich eben auch anbieten und sagen: Fragt! Wer Fragen hat, kann gerne kommen und nachfragen, wie’s ist. Es ist tatsächlich das Erste, dass man miteinander ins Gespräch kommt. Wir haben eine Pastorin gehabt – nicht wahr? –, die hat uns direkt auf das Thema Transsexualität angesprochen: „Ich hätte gerne einmal gewusst, wie das eigentlich geht.“ Aus der Frage ist ein unglaublich gutes Gespräch geworden. Dieses Gespräch war eine wunderbare Basis für weitere Begegnungen.

K: Und das hat sie mit uns beiden geführt.

N: Ja, das hat sie.

K: Sie hat es nicht nur mit Dir als betroffener Person geführt, sondern mit uns beiden. Sie hat uns beide eingeladen, und dann haben wir beide darüber reden können. Das war ein sehr schöner Abend, eine sehr schöne Erfahrung.

N: Nachdem ich mein Coming-out hatte, habe ich mich natürlich überall auch mit meinem weiblichen Namen vorgestellt. Bei einem größeren Ereignis, einer Feier mit mehreren Pastoren, - ich meine, es wäre etwas Spektakuläres wie „Tag des Friedhofs“ oder eine ähnliche Gelegenheit gewesen – durfte ich mich als Frau vorstellen. Meine Vorstellung wurde sofort angenommen. Sie wurde nicht hinterfragt, sondern akzeptiert und umgesetzt. Dabei ist mir unglaublich viel Unterstützung auch einfach so entgegengekommen.

K: Gut, und Negatives aber durchaus auch, etwa, Dich weiter mit dem männlichen Vornamen anzureden...

N: Ja, das gibt es auch. So etwas ist aber im Kirchenbereich tatsächlich eher die Ausnahme, nicht wahr?

K: Ja.

Hat Deine Transsexualität Deinen Glauben verändert?

N: Ich mag den Begriff „Transsexualität“ überhaupt nicht; ich spreche lieber von Transidentität. Denn sie hat nichts mit Sexualität zu tun. Meine Transidentität hat mir einen unglaublichen Raum geöffnet im Glauben. Wenn ich auf meine gesamte Geschichte sehe, ist es ja nicht so, dass ich seit meiner Kindheit weiß, dass mein Körper und mein Gefühl nicht übereinstimmen. Meistens kommt im Laufe des Lebens recht schnell der Punkt, an dem man dieses Unstimmigkeitsgefühl irgendwie in seinem Herzen eingräbt. Zumindest war es bei mir so. Irgendwann aber bricht das Ganze wieder auf. Das war ein sehr schmerzhafter, ein sehr langer Prozess, und in diesem Prozess habe ich Gott auf eine ganz neue Art und Weise kennengelernt. Er hat mir Räume geöffnet und hat sich mir quasi gezeigt, wo ich das nie erwartet hätte.

Das ist für mich einfach das Faszinierende heute, dass ich Gott, ganz plakativ ausgedrückt, hinter jeder Ecke erwarte, dass ich viel mehr von Gott sehe und erlebe, dass ich Menschen ganz anders sehe, ganz anders Gottes Wirken erwarte, nicht mit vorgefassten Meinungen, sondern mit viel mehr Offenheit.

Hatte sie Auswirkungen auf Deinen Glauben, Deine Art zu glauben?

K: Da kann ich sagen: Ja und Nein. Nein, es hat insofern keine Auswirkungen gehabt, weil ich vorher Kind Gottes war, hinterher Kind Gottes bin. Meine Einstellung zu Gott und ja auch mein Glauben zu Gott hat sich definitiv nicht geändert. Beide sind durchgängig gleich geblieben. Was sich geändert hat, ist meine Einstellung zur Schöpfung. Ich hatte vorher eher dieses Schwarz-und-Weiß-Denken, tatsächlich dieses „Mann-und-Frau-Punkt“. Dazwischen durfte es oder konnte es nichts geben; ich kannte so etwas auch nicht. Und plötzlich erweitert sich, wie Nina schon gesagt hat, der Horizont; plötzlich öffnen sich die Gedanken: Ja, warum soll es nichts dazwischen geben? Und: Sind sie nicht alle Kinder Gottes, von Gott geschaffene Menschen? Dadurch hat sich mein Glaube definitiv geöffnet und erweitert; er ist größer geworden, ja, das kann man schon so sagen.

Hat sich Euer Verständnis für Ehe, das heilige Gelübde vor Gott verändert?

N: Nein.

K: Nein, definitiv nicht. Warum auch?

Weil Ihr als Mann und Frau getraut wurdet?

K: Es hat sich ja nichts geändert. Wir sind vorher zwei Personen vor Gott gewesen und haben geheiratet, und wir sind immer noch zwei Personen vor Gott. Es hat sich nichts geändert.

N: Nein. - Die Person, in die ich mich verliebt habe, ist immer noch die Person, in die ich mich verliebt habe. Und Gott hält weiterhin seine segnende Hand über uns. Daran habe ich keinen Zweifel.

Der Punkt bei ihr ist für mich Liebe. Das klingt jetzt völlig banal, aber das höchste Gebot ist auf der einen Seite, wie Jesus selbst sagt: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben.“ Und auf der anderen Seite, dies ist später im Neuen Testament der Punkt: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ Es steht dem ersten gleich. Mein Verständnis von Ehe ist, dass sich Gott den Menschen, die sich aufrichtig lieben wollen oder lieben und sich das auch vor Ihm versprechen, zuwendet. Dann kommt es nicht darauf an, ob das Mann oder Frau, Frau oder Frau oder Mann oder Mann sind; das ist doch ohne Bedeutung! Gott sieht das Herz an und damit das, was die Menschen wirklich meinen, was sie wirklich wollen. Ich glaube, dass Gott viel mehr Gefallen an Menschen hat, die sich wirklich lieben. Das scheint mir der entscheidende Punkt zu sein; das ist das, was einfach glücklich macht.

K: Ja.

Du hast gerade schon gesagt, Gott sieht Dein Herz an – interessiert sich Gott für Deine Seele oder Deinen Körper?

N: Klar. Ich bin sozusagen ein Produkt seiner Kreativität. Im Rahmen des Produktmanagements – um im Bild zu bleiben – sieht er selbstverständlich auf mich. Im Ernst: Gott ist an mir wirklich interessiert und achtet auf mich, nicht wahr?

K: Definitiv.

N: Klar.

Körper oder Seele?

N: Beides, also Körper und Seele, beide sind eine Einheit. Der Körper ist uns geschenkt. Die Seele erfüllt ihn mit Leben. Gott sorgt dafür, dass sie zusammenwirken.

Wünscht Ihr Euch Rituale in der Kirche speziell für transidente Menschen?

K: Das ist eine interessante Frage. Wir kennen so etwas aus unserem Bereich nicht. Ich würde auch sagen, dass es solche Rituale in unserer Kirche auch zur Zeit nicht geben wird. Sie könnten dem Betroffenen/ der Betroffenen sicherlich helfen, zum einen mit Transidentität umzugehen, aber zum anderen auch gegenüber der Gemeinde eine klare Zäsur zu setzen und klarzumachen, dass er/sie nunmehr anders leben möchte. So etwas macht es sicherlich einfacher, die Gemeinde mitzunehmen, auch Vorurteile abzubauen und mehr Akzeptanz in der Gemeinde zu haben. Es hilft einem aber auch, selbst mit dem einen Lebensabschnitt abzuschließen und mit dem anderen zu beginnen. Also, es ist sicherlich ein Punkt, warum nicht? Warum sollte man so etwas nicht einsetzen?

N: Von meiner Warte aus gesehen ist die Transition ein unheimlicher Prozess, der auch ganz viel mit Spiritualität zu tun hat, mit meinem Glauben. Es gibt dabei auch immer bestimmte Zeitpunkte, die Veränderungen sichtbar machen; einer davon ist beispielsweise die sog. Vornamens- und Personenstandsänderung. Das ist der Zeitpunkt, zu dem ich auch vor dem Gesetz wirklich Frau bin, auch dem Namen nach. Das ist ein besonderer Moment. Ich weiß noch genau, wann dieser Moment bei mir war. Ich weiß noch, welche Richterin entschieden hat; ich weiß noch, welches Wetter war. Es war ein ganz fantastischer Moment. Den habe ich zunächst allein begangen. Am Ende stand ich in einem Park und habe geheult.

Später habe ich mir gewünscht, dass man das auch in der Kirche begleiten könnte. Wir haben darüber nachgedacht und uns überlegt haben, wie es denn wäre, wenn solche Zeitpunkte in der Transition von der Gemeinde mit einem kleinen Ritual gefeiert würden? Wenn sich ein solcher Moment ereignet, würde sich die Gemeindeleitung beispielsweise zu dem Ereignis stellen und sich auch zu der betroffenen Person positionieren und sie damit unterstützen. Sie könnte damit auch vor der Gemeinde eindeutig sichtbar machen: Wir stehen hinter dir. Das fände ich eine großartige Idee, auch das Angebot, die betroffene Person bei ihrer Transition zu begleiten. Vielleicht gäbe es den einen oder anderen Moment, bei dem ein Ritual helfen könnte.

Warum war es Euch wichtig, bei diesem Projekt mitzumachen?

K: Ich finde es wichtig, weil es noch sehr, sehr viel Nicht-Akzeptanz und sehr, sehr viel Vorurteile gegenüber Transidentität oder auch gegenüber Ehepaaren gibt, die ihren Weg auch nach der Transition weiter gemeinsam gehen wollen oder gemeinsam gehen. Wir können in dieser Hinsicht dazu beitragen, dass Transidentität normal ist, dass es normal ist ...

N: ja, dass es normal ist, nach der Transition des Partners gemeinsam weiterzugehen, nicht getrennte Wege zu gehen oder zu sagen, das ficht jetzt meinen oder unseren Glauben an, sondern zu sagen: Es ist normal. Wir sind weiterhin Kinder Gottes, wir sind weiterhin ein Ehepaar, verheiratet, und uns geht's gut.

Ich möchte Mut machen. Ich bin mit Glauben und Kirche groß geworden und auch mit dem konservativen Weltbild: Mann und Frau. Dann aber stand ich plötzlich vor der Situation, in der ich Gott eingestehen musste: Es gibt bestimmte Elemente meines Körpers, da bin ich recht männlich, aber auch andere, da bin ich es nicht. Ich habe mit diesem Zwiespalt gekämpft; ich habe mit ihm gehadert. Ich habe Nächte lang im Bett gelegen und gebetet; ich wollte eine Antwort von Gott. Irgendwann habe ich gespürt, dass Gott mir sagte: Du bist meine Tochter. Gott hat mir das ganz, ganz klargemacht. Ich wünsche mir, dass die Menschen positiv aufnehmen, dass wir unsere Ehe fortsetzen, und dass das Menschen ermutigt, zu ihrer Transidentität zu stehen, dass sie sich trauen zu sagen: Hey, ich bin so. Wir können so auch zeigen, dass es – was Du schon gesagt hast – normal ist, die Ehe nach der Transition des Partners fortzusetzen, auch den Kirchenältesten, Pfarrern, Pfarrern, deutlich zu machen: Wir sind keine Monster, sondern völlig normale Menschen. Wir gehen ganz normal zur Arbeit, wir haben unseren Spaß und – wir glauben und Gott steht dazu. Wir wollen ermutigen und aber auch einladen, auch dazu zu stehen. Das ist das Thema.

K: Ja.

*„Wir sind weiterhin Kinder Gottes,
wir sind weiterhin ein Ehepaar, verheiratet,
und uns geht's gut.“*



Noah Kretzschel ist Vorsitzender der Evangelischen Jugend in Hessen und Nassau e.V. und Jugenddelegierter in der Synode der EKHN. Beruflich macht er eine Ausbildung zum Erzieher.

Karin Langendorf ist 52 Jahre alt und hat zwei Söhne. Sie arbeitet ehrenamtlich in der Kirche und ist von Beruf Gärtnerin.

Karin Langendorf & Noah Kretzschel



Karin Langendorf: „Ich glaube, dass Gott uns Menschen mit unserer Vielfalt und mit unseren Eigenarten und Besonderheiten liebt und annimmt. Bei Gott gibt es keine Schubladen und keine Wertungen. Die Kirche sollte ein Ort sein, wo wir diesen liebevollen Umgang miteinander einüben und wo diese Vielfalt gezeigt wird. Es gibt eine wunderbare Stelle im 1. Johannesbrief in der Bibel. Da heißt es: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

*Noah Kretzschel: Das Leben mit seinen vielfältigen individuellen Gegebenheiten ist geschenkt. Jeder Mensch trägt Freiheit und Verantwortung für sein Leben. Er gestaltet es, wie es gut und sinnvoll erscheint. Eine Trans*ition bedeutet nichts weiter als das Leben mit seinen Gegebenheiten anzunehmen und bestmöglich zu gestalten.*

Was bedeutet für Euch der Glaube, Euch persönlich?

N: Also mein Glaube bedeutet für mich Zusage, Halt und Orientierung.

K: Mein Glaube ist für mich Basis und Fundament und ich habe immer das Gefühl, da ist jemand, der mich begleitet. Aber mein Glaube ist immer auch eine stetige Auseinandersetzung mit mir selbst, mit Gott, mit anderen Menschen und all den Fragen, die jeden Tag aufs Neue kommen.

Hatte denn Deine Transidentität Auswirkungen auf Deinen Glauben?

N: Nicht wirklich. Ich glaube, für alle Menschen hat Glauben einen stabilisierenden Effekt auf deren Leben. Ganz grundsätzlich. Aber trans* hat bestimmt dafür gesorgt, dass ich mich mit manchen Glaubens Themen nochmal auseinandergesetzt habe. Aber es hatte keinen großen Einfluss.

Karin, hatte bei Dir die Transidentität Deines Kindes Einfluss auf Deinen Glauben? Hat Dir der Glaube geholfen?

K: Also die Transidentität meines Kindes hat keinen Einfluss auf meinen Glauben gehabt. Es war eher so, dass der Glaube mir geholfen hat, in dieser Zeit, in der ich das erfahren habe. Weil da auch ganz viel auf mich eingeströmt ist, da waren ja ganz viele Gefühle mit dabei. Trauer, Angst, auch Schuldgefühle und da hat mir diese Rückbesinnung auf das, was da in der Bibel steht, von der Liebe eben, ganz viel dabei geholfen, damit klarzukommen.

Positive Erfahrungen machen ja auch Mut, wenn man davon hört. Könnt Ihr über eine positive Erfahrung berichten, die Ihr gemacht habt? Vielleicht für andere, damit sie ihnen Mut macht.

K: Als ich zum Beispiel in meinem Kirchenvorstand von Noah erzählt habe, war ich überrascht von der positiven Wirkung, die das gehabt hat – von der Aussage „das ist ja völlig klar eigentlich“, und von der Aussage „Noah ist ein toller Mensch“.

N: Also immer, wenn ich jemandem gesagt habe: „so jetzt heiße ich anders“, dann kam: „alles klar“, „herzlichen Glückwunsch“, „schön“.

Ist Transidentität auch ein Thema bei Deinen Aktivitäten in der Jugendkirche im Jugendverband EJHN – also ein Thema, das Dir bei dieser Arbeit am Herzen liegt?

N: Wir haben 2014 unsere Vollversammlung, die Delegiertenkonferenz von der ganzen evangelischen Jugend Hessen und Nassau zum Thema Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechtervielfalt veranstaltet. Transidentität war auch ein Thema.

Daraufhin hat unsere Auseinandersetzung dazu geführt, dass sich auch die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) mit trans* beschäftigt. Als Evangelische Jugend sind wir da mit eingebunden.

Hattet Ihr den Wunsch, dass sich da noch mehr entwickelt?

N: Cool wäre zum Beispiel, wenn eine kirchliche Segnung für Transitionen eingeführt würde.

Das heißt, man kann in die Kirche gehen und die Transition feiern und es wäre ein enorm positives ermutigendes Signal. Weil es dann nicht heißt: „Ihr armen Transmenschen, Ihr müsst irgendwie beseelsorgt werden. Es geht euch allen so schlecht“. Sondern es passiert gerade etwas Positives: Jemand hat jetzt etwas über sich herausgefunden und er hat die Konsequenzen gezogen. Natürlich ist das eine heikle Situation. Stattdessen wäre es dann so: Komm in die Kirche und lass dich nochmal segnen und feiere, dass Du das jetzt irgendwie geschafft hast. Und ich finde, das wäre ein deutliches, politisches Zeichen dafür, dass transidente Menschen in der Kirche willkommen sind. Auch wenn sie es nach meiner Erfahrung durchaus auch sind. Aber der Kirche wird generell unterstellt, dass sie transphob ist, und dass sie dem ablehnend gegenübersteht.

Also möchtest Du die Einführung eines Rituals?

N: Ja. Die Einführung einer Feierlichkeit, eines Rituals, einer Kasualie, einer Segnung, wie auch immer.

Wie ist das eigentlich mit dem jetzigen Verständnis, das manche Leute in der Kirche von Transidentität haben?

Du hattest ja selbst die Transphobie, die der Kirche zum Teil vorgeworfen wird, erwähnt, die bei manchen wohl noch wirklich da ist. Das wird oft aus Bibelstellen heraus begründet. Wie stehst Du dem gegenüber, was sagst Du dann zu diesen Menschen?

N: Man darf nicht einzelne Bibelstellen herausnehmen und über andere stellen, also das höchste Gebot ist immer: liebe Gott und liebe dich und liebe deinen Nächsten und das ist das allerwichtigste. Und dann kommen die zehn Gebote und dann kommen die 500 anderen Sachen, die noch in der Bibel in den fünf Büchern Moses stehen. Aber man darf, man kann nicht eine einzelne Stelle herausnehmen, und sie nutzen und sagen, das ist jetzt das, was wichtig ist. Da stehen ja noch ganz viele andere Gesetze drin, an die wir uns nicht halten. Weil wir uns überlegt haben, wir brauchen diese Gesetze nicht mehr, wir verlassen uns auf das wichtigste Gebot. Und das ist eben: liebe Gott und deinen Nächsten und dich selbst. Wenn wir davon ausgehen, dann gibt es keinen Grund, transphob zu sein.

Wie denkt Ihr, spielt da die Reformation mit rein?

N: Eigentlich nicht. Aber was die Reformation bewirkt hat, war Bildung. Weil die Bibel übersetzt wurde und dann die Leute lesen gelernt haben, um die Bibel lesen zu können. Nichtwissen führt zu Transphobie und das würde durch Bildung und Aufklärung natürlich verändert werden. Reformation heißt auch: Wir müssen, die Kirche muss auf die Menschen zugehen und für die Menschen da sein, und sie muss sich mit der Gesellschaft ein Stück weit der Welt anpassen, in der sie ist. Und auf die Welt eingehen, in der sie ist. Sie soll sich dabei nicht selbst verraten oder vergessen. Also guck, was der Glaube sagt, guck, was die Bibel sagt, guck, was Jesus sagt. Das sind die Grundsätze, die wir immer wieder neu auf die Welt ausrichten, die wir vor uns haben.

Karin, möchtest Du noch etwas zum Umgang mit transphoben Menschen in der Kirche sagen?

K: Ja, ich glaube Aufklärung ist ganz, ganz wichtig. Denn ich habe es ja an mir selber gemerkt. Ich habe nichts gewusst, über Transidentität, bevor mein Kind damit zu mir gekommen ist. Und das finde ich richtig schlecht, dass ich das nicht vorher schon gewusst habe oder dass mir jemand etwas darüber erzählt hat. Vielleicht in der Schule zum Beispiel. Ich finde es ganz wichtig, dass Kinder wissen, dass es das gibt.

Wir hatten ja Volker Jung hier. Er hat auch von transidenten Jugendlichen in der Kirche erzählt ...

N: Also Aufklärung ist ein wichtiger Punkt, und alle Leute, die zumindest beruflich in der Kirche arbeiten, kommen regelmäßig zu irgendwelchen Konferenzen zusammen. Für jede Berufsgruppe gibt es bestimmte Konferenzen und da könnte man das als Thema einspielen. Es muss ja nicht als Hauptthema sein, es reicht ja eine halbe Stunde. Das wäre eine gute Möglichkeit zum Beispiel für ehrenamtliche Mitarbeiter, von denen wir noch viel mehr haben. Da wäre es sinnvoll, so etwas einfach in die Gemeinden rein zu geben – sei es in Form zum Beispiel dieses Films oder in Form einer Impulspost. Also, dass einfach irgendwo aufpoppt, dass es dieses Thema gibt und ihr könnt Euch in Eurem Gemeindekreis ohne große Herausforderung damit auseinandersetzen. Es ist ja eher so eine basale Information, und die könnte man auf vielen unterschiedlichen Wegen in unsere Kirchen hinein leiten.

Karin, hast du noch eine Idee, was man machen könnte?

K: Ja, die Kirche macht ganz viel Öffentlichkeitsarbeit, zum Beispiel das Thema Bewahrung der Schöpfung. Da ist schon ganz viel gearbeitet worden und es wurden Informationen weitergegeben, und das kann sie ja in dem Themenkomplex genauso machen. Sie kann es also über die Synoden bis nach unten an die Kirchenvorstände weitergeben. Sie kann ja E-Mails verschicken, was auch immer. Prospekte und Flyer und so weiter produzieren. Mir wäre einfach wichtig, dass es bis nach unten zu jedem ankommt.

„Der springende Punkt ist: Gott erschafft den Menschen zu seinem Ebenbild und Gott gibt ihm den Auftrag, seinen Planeten zu versorgen.“

Es wird überlegt, Transidentität in die Synoden reinzutragen. Denkt Ihr, dass es mittlerweile mehr Akzeptanz in der Kirche für Transidentität gibt, wie auch für Homosexualität? Und dass diese ausbaufähig ist? Gibt es da noch Unterschiede?

N: Ich glaube, das ist schwer zu sagen, weil zumindest zum Thema Homosexualität gab es die große Debatte über Segnung und Trauung. Dann vor ein paar Jahren nochmal eine Debatte, ob es in den Amtsbüchern stehen soll oder nicht. Es gab eine kirchenpolitische Debatte und es gibt eine Meinung und das ist jetzt so. Das Ergebnis ist noch nicht perfekt, aber es ist zumindest eine Linie, die diese Kirche auch gegenüber der Öffentlichkeit vertritt und die sie ausdiskutiert hat. Dieser Prozess fehlt einfach noch in Bezug auf Trans* und deswegen hängt sehr viel davon ab, wo man ist und auf wen man trifft. Es hängt von zu vielen individuellen Faktoren ab, welche Erfahrungen man macht. Auch wenn jeder irgendwie individuell gute Erfahrungen macht, ist das sehr erfreulich, aber es ersetzt nicht, dass es einen Meinungsbildungsprozess gibt. Einen politischen und einen geistlichen, theologischen Prozess.

K: Ja, ich glaube, dass es von Kirchengemeinde zu Kirchengemeinde unterschiedlich ist, weil da ganz andere Menschen 20 Kilometer weiter weg sind. In meiner Kirchengemeinde, das habe ich auch schon gesagt, findet das volle Akzeptanz, zumindest bei denjenigen, mit denen ich gesprochen habe. Aber ich glaube, das dauert einfach noch eine ganze Weile, eben weil diese Informationen nicht überall hinkommen. Und weil auch viele noch da sind, die dem Ganzen total ablehnend gegenüberstehen. Meine Landeskirche, also die EKHN, ist, glaube ich, ziemlich weit. Aber soweit ich das so verfolge, sind da andere Landeskirchen noch ein bisschen konservativer. Das heißt also, auch von Region zu Region gehen die Kirchen, die Landeskirchen, verschieden damit um. Umso wichtiger ist es, dass von der EKD nach unten hin einfach Aufklärung betrieben wird. Und dass auch Stellung bezogen wird.

Das Thema Schöpfung spielt bei einigen Menschen eine besondere Rolle...

N: Ein Argument, das transphobe Menschen benutzen, ist, zu sagen, man handelt gegen die Schöpfung. Aber jeder Mensch handelt jeden Tag gegen die Schöpfung. Wir holzen die Regenwälder ab und wir verursachen den Klimawandel und das sind Änderungen an Gottes Schöpfung. Die haben viele negative Auswirkungen für viele Menschen. Und da fragt niemand. Also es fragen sehr wenige Menschen: „Wie können die so mit Gottes Schöpfung umgehen, diese ist euch anvertraut worden und sie ist gut, so wie sie ist.“ Und niemand sagt etwas in diese Richtung, wenn es um Umweltkatastrophen geht.

Aber wenn es um das Thema Transidentität geht, was ein individuelles Thema ist und wo die meisten negativen Auswirkungen und auch die positiven Auswirkungen nur diesen einen Menschen treffen, dann auf einmal wird das Thema Schöpfung und die Unantastbarkeit des Körpers sehr hoch gehängt. Aber wir lassen auch keine Babys mit Behinderungen sterben und sagen: „Nein die dürfen keine Medizin bekommen, die sind perfekt, so wie sie sind“. Sondern es passiert und wir haben die Technik und wir haben den Fortschritt, wir können Sachen verändern. Wir verändern Sachen zum Guten, wir haben die Medizin, wir verändern Sachen zum Schlechten, wir machen unseren Planeten kaputt, und so sind wir Menschen. Zu sagen, Gottes Schöpfung ist unantastbar, funktioniert nicht, denn dazu sind wir schon zu weit weg davon. Und das ist auch nicht die Realität, die wir in anderen, in allen anderen Lebensbereichen haben. Das ist nicht die Maxime, der wir in allen anderen Lebensbereichen nachfolgen.

K: In der Schöpfungsgeschichte steht: „Gott schuf Mann und Frau“. Und wenn ich darüber nachdenke, dann ist diese Schöpfungsgeschichte eine ganz dichte und auch sehr poetische Darstellung dessen, was die Leute sich vorgestellt haben, wie die Erde, wie das Leben entstanden ist. Ich lebe im 21. Jahrhundert. Ich weiß, dass das nicht in einer Woche passiert ist. Ich weiß ganz viel darüber aus der Naturwissenschaft, das kann ich einfach nicht Wort für Wort nehmen. Dieser ganz kurze Bericht gibt ja auch nicht wieder, was es an Vielfalt gibt. Da ist nicht jede Tierart genannt und jede Blume und jede Pflanze und jeder einzelne Fisch. Das heißt, für mich steht da: „Gott schuf Mann und Frau“. Da steht nicht, er hat Intersexualität, Transsexualität oder Homosexualität oder was immer noch mit dazu geschaffen. Das heißt aber nicht, dass es das nicht geben darf.

Gibt es denn noch etwas, das Ihr sagen wollt?

N: Ja, es ist klar, dass Gott Vielfalt schafft und dass der springende Punkt in der Schöpfungsgeschichte nicht ist, dass man als Mann und Frau oder männlich und weiblich geschaffen wurde. Sondern der springende Punkt ist: Gott erschafft den Menschen zu seinem Ebenbild und Gott gibt ihm den Auftrag, seinen Planeten zu versorgen. Das sind die beiden springenden Punkte in der Schöpfungsgeschichte. Und nicht die Frage, welche Tiere wurden erschaffen und an wie vielen Tagen ist es passiert, das ist die Art, wie es erzählt wird. Aber die Kernbotschaften sind diese beiden Punkte.

Christiane Zwank, 65 Jahre alt, arbeitet seit 1979 als Küsterin in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

„Meine Transition hat mich sehr beflügelt und befreit; ich habe dabei aus meinem Glauben Kraft schöpfen können, wünsche mir aber, dass die Kirche mit Transidentität offen und gelassen umgeht.“

Christiane Zwank



Was bedeutet für Dich Glauben, warum ist er Dir wichtig und wie äußert sich das im Alltag?

Ich bin mit Glauben groß geworden in einer durchaus katholisch-evangelisch geprägten Familie. Ich kenne gar nichts anderes als Glauben und mir hat das in vielen Fällen sehr geholfen. Meine eigene Geschichte – 1988 wurde ich ein anderer Mensch – hat mich schon in Zweifel gestürzt. Ich habe aber eben auch Rat gesucht. Es ist mir wichtig, an etwas, wie man heute sagt, zu glauben, woraus man Kraft schöpfen kann.

Du hast schon gesagt, 1988 wurdest Du ein anderer Mensch. Du sprichst über Deine Transsexualität oder Transidentität: Wie hat sie Deinen Glauben verändert? Was ging Dir durch den Kopf in diesem ganzen Prozess, der sich damals abgespielt hat?

Also erst mal ging mir glaubensmäßig gar nichts durch den Kopf. Erst, als es wirklich konkret wurde, habe ich dann darüber nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, es müsste ja eigentlich nach den damals geltenden Aussagen Sünde sein, wenn man jetzt sein Geschlecht verändert und habe mir dann Rat bei älteren Pfarrern im Ruhestand geholt, die mir aufgeschlossener dem Thema gegenüber vorkamen als jüngere, die entweder damit nichts zu tun haben wollten oder nur die Schultern gezuckt haben. Das gilt ganz besonders für einen inzwischen schon verstorbenen älteren Pfarrer. Der hat mir gesagt: Du musst Dir darüber keine Gedanken machen. In der Bibel steht nichts darüber. Wer sagt, dass das Sünde ist, hat es nicht verstanden. Und so habe ich dann einfach weitergelebt und das Ganze öffentlich gemacht und vollzogen zum Jahreswechsel mit Genehmigung der Landeskirche oder vielleicht besser: mit deren Einverständnis.

Es ist nämlich nicht selbstverständlich, dass man in so einer Situation – auch heutzutage noch nicht – seinen Job behalten kann. Es gab nicht nur in der Kirche viele Vorurteile, sondern es gibt überall in der Welt immer noch viele Vorurteile.

Wie wurde das damals verhandelt und besprochen zwischen Dir und der Kirche als Arbeitgeber? Und auch in der Gemeinde?

Ich war damals in einer Ausflugskirche tätig, zu der eigentlich keine konkrete Gemeinde gehörte und zu der einzelne Personen aus aller Welt kamen, die dort heiraten wollten. Insofern gab's keine Gemeinde. Dort gab es einen Pfarrer. Der hat das erst einmal total abgelehnt und wollte mich fristlos kündigen. Die Kirchenleitung wiederum hat diese Kündigung aber abgelehnt.

Zu der Zeit gab es – zu meinem Glück – schon einen Präzedenzfall in der Berliner Landeskirche. Es ging um eine Organistin, die auch gekündigt worden war, die gegen die Kündigung aber geklagt hatte und wieder eingestellt werden musste. Insofern war für mich der Weg vorgegeben und es gab keine Probleme. Der Pfarrer kam damit allerdings zeitlebens nicht klar. Ich habe dann auch bald darauf die Stelle gewechselt.

Wegen des Pfarrers?

Nein, es kamen mehrere Dinge zusammen. Es war auch des Pfarrers wegen. Aber acht Jahre lang nur bei Trauungen mitzuwirken, ist dann auch irgendwann einmal genug. Ich habe mich dann neuen Aufgaben gewidmet.

„Ich würde mir wünschen, dass das ganze Thema offensiver angegangen wird.“

Du hast es schon angesprochen: Du hast selber überlegt, den Körper zu verändern, könnte Sünde sein. Gott schuf Mann und Frau.

Wie legst Du die biblische Schöpfungsgeschichte heute für Dich aus?

Heute bin ich schlauer. Luther hat ja aus dem hebräischen Text übersetzt. Dort heißt es aber: Der Mensch ist männlich und weiblich. Luther hat daraus gemacht: Gott schuf den Menschen als Mann und als Frau. Aus der Biologie wissen wir auch, dass im Fötus erst einmal beide Geschlechter angelegt sind. Insofern ist eine geschlechtsangleichende Veränderung des Körpers für mich heute ganz selbstverständlich und natürlich. Ich kann zumindest in Deutschland überhaupt nicht verstehen, dass es dagegen noch Resentiments gibt.

Es gibt zwar mehr Landeskirchen, in denen diese Frage kein Thema ist, aber dies wird in den Kirchen nicht offen ausgesprochen. Ich rede jetzt nicht von transidenten oder transsexuellen Pfarrern; das ist noch einmal ein eigenes Thema. Mitarbeiter können aber in den Kirchen heute genauso homosexuell und transsexuell sein, wie woanders auch.

Wie hat Deine Transition Deine Arbeit als Küsterin verändert?

Sie hat mich persönlich sehr beflügelt. Sie hat mich sehr verändert, also nicht nur äußerlich, sondern einfach auch vom Wesen her. Mit der Anpassung bin ich viel freier und politischer geworden. Sie hat die Arbeit aus meiner Sicht nur zum Positiven verändert. Ich bin auch von Menschen, mit denen ich zu tun hatte, fast ausnahmslos gut angenommen worden. Ob viele es bis heute nicht merken oder nicht merken wollen, kann ich allerdings nicht beurteilen.

Fühlst Du Dich authentischer in Deiner Arbeit, in Deinem ganzen Sein?

Ja. Punkt. (Auf Nachfrage:) Ich könnte jetzt noch hinzusetzen: total.

Hat Deine Transsexualität Deinen Glauben verändert?

Nein, im Gegenteil. Sie hat ihn eher gefestigt, weil ich mich eben nicht darin bestätigt gesehen habe, dass es Sünde ist. Mein Glaube, ja, er hat mir weiterhin in meinem Leben geholfen und beigestanden und ist bis heute unverändert.

Nun haben wir das Reformationsjubiläum vor der Tür, im nächsten Jahr 500 Jahre. Was sind für Dich so die reformatorischen Gedanken von heute, die es braucht, die die Kirche wälzen muss und wo sie umdenken muss?

Ich sage jetzt einmal etwas Ungewöhnliches. Ich finde, wir sind schon ziemlich weit in der Evangelischen Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Man muss aber auch sagen, dass es natürlich immer noch an vielen Stellen hakt. Transsexualität wird noch nicht als selbstverständlich thematisiert.

Es gibt viele Gemeinden, in denen sie überhaupt noch nicht vorkommt, ja gar nicht bekannt ist. Dort gibt es sozusagen eine Scheu einzelner Menschen vor dem Menschen selbst, der sich jetzt vielleicht auf eine Stelle bewirbt und bei dem sie merken, da stimmt etwas nicht. Die Transsexualität wird dann aber nicht aufgeklärt. Sie wird akzeptiert, es wird aber nicht über sie aufgeklärt.

In anderen Landeskirchen ist es sicherlich ähnlich. Aber ich würde mir wünschen, dass das ganze Thema offensiver angegangen wird.

Wo siehst Du da die Aufgabe der Kirche? Kannst Du konkrete Beispiele nennen? Was würde tatsächlich helfen?

Bei Stellenausschreibungen heißt es üblicherweise: Wir nehmen Männer und Frauen gleichberechtigt. Wenn du transsexuell bist, fühlst du dich ja als Frau oder als Mann. Aber warum steht da nicht auch: Wir sind offen für alle? Es gibt ja auch andere transidente Menschen. Das vermisse ich einfach. Alles ist immer noch so steif. Transidentität wird unter dem Teppich gehalten; nach Möglichkeit soll dann immer auch keiner davon wissen. Man weiß ja nicht, was die Kirchengemeinde dazu sagt. Nachher kommen dann Gemeindeglieder nicht mehr zum Gottesdienst. Hier muss in der Kirche noch mehr Aufklärung passieren. Auch muss es mehr Unterstützung transidenter Menschen geben, die ich persönlich zwar erfahren habe, die andere aber, wie ich weiß, eben nicht erfahren.

Es hätte eine große Signalwirkung, zu den Mitarbeitern zu stehen, die homosexuell sind oder einen Transhintergrund haben, ganz klar das Signal auszusenden: Wir stehen hinter Euch. Bei Homosexualität ist das ja oftmals schon der Fall, aber gemeindeabhängig. Es kommt darauf an, wie das Signal dort angenommen wird. Wir sind eben überall doch nur Menschen. Das geht dann mal so und mal so aus.

Transsexualität kommt in der Kirche dagegen nicht vor. Ich habe bei mir nichts forciert; aber ich stelle fest: Sie kommt nicht vor, jedenfalls nicht öffentlich. Ich habe vor Jahren einmal an den damaligen Bischof einen Brief geschrieben und um ein Gespräch gebeten. Der Bischof ist schon gar nicht mehr im Amt. Ich habe nie eine Antwort erhalten. Ich hatte den Wunsch, dass eine Anlaufstelle eingerichtet wird, an die sich die kirchlich orientierten, gläubigen, evangelischen Menschen in Fragen zu Transidentität wenden und wo sie einen Ansprechpartner finden können. So etwas gibt es im Grunde immer noch nicht.

Könnte so etwas, um auch die Signalwirkung nach außen zu haben, könnte die Etablierung von neuen Ritualen für Trans*Menschen helfen, der Gemeinde zu zeigen, sie sind da, sie sind unter uns und es ist auch gut so?

Aus meiner Sicht: Ja. Ich persönlich bin zwar in der Kirche und hier akzeptiert. Ich denke aber, dass solche Rituale vielen helfen würden, ja, bis hin zu einer eigenen Segnung. Eine Segnung für einzelne Menschen oder Paare, aber eben auch für den einzelnen Menschen. Man sollte ihn segnen und ihm für seinen weiteren Weg Gottes Beistand wünschen. Ich fände so etwas schon gut. Aber ich glaube, so weit sind wir noch nicht. Wir haben in Berlin gerade erst einmal die Möglichkeit einer Segnung gleichgeschlechtlicher Menschen geschaffen, was mir persönlich ja viel zu lang gedauert hat. Die Trauung wird vielleicht in 40 Jahren kommen.

Ist die Kirche aber dennoch vielleicht weiter als die Politik in manchen Sachen, was Akzeptanz und Toleranz angeht?

Darüber mag ich nicht urteilen. Akzeptanz und Toleranz sind nicht einheitlich ausgeprägt. Sie sind auch in der Politik nicht überall in gleichem Umfang anzutreffen. Sie hängen dort von der Ausrichtung der jeweiligen Partei ab; manch einer scheint sogar zu meinen, wir dürften gar nicht existieren. In der Kirche hängen Akzeptanz und Toleranz immer von dem Ort ab. Wenn man in einer Großstadt ist, dann ist es sicherlich einfacher, als in einem Dorf mit nur 500 Einwohnern. Die Reaktion ist immer ganz verschieden. Sie hängt von der Einstellung oder von der Toleranz der dort Beschäftigten ab; wenn der Pfarrer oder die Pfarrerin dort Transsexualität nicht akzeptieren und diese Haltung verbreiten, dann wird es ein transsexueller Mensch dort auch entsprechend schwer haben. Pfarrer haben immer noch Vorbildfunktion.

Du hast jetzt nach Deinem Outing angefangen, Dich auch viel in Gruppen zu engagieren – war das über Deine Gemeinde organisiert oder hast Du das als Einzelperson gestartet?

Mein Engagement hat keinen Bezug zu der Kirchengemeinde. Das ist, wenn man so will, mein Privatinteresse. Ich bin zu diesem Engagement auch, wie man so sagt, wie die Jungfrau zum Kinde gekommen. Es war nach der Grenzöffnung. Da habe ich einen Club in Ostberlin kennengelernt, und damit fing alles an. Ich merkte, dass dorthin ganz viele Menschen kommen, die ähnlich sind wie ich. Ich konnte hier eigentlich immer gut zuhören und reden.

Irgendwann hat man mich gebeten, die Beratung zu übernehmen. Später habe ich die Beratung dann auch im damaligen Westberlin an einer Stelle durchgeführt, die auch Beratung zu anderen Themen anbot und bei der sich Selbsthilfegruppen treffen konnten. Das war eine staatlich geförderte Einrichtung; sie hatte keinerlei Bezug zur Kirche.

Was sind die ganz konkreten Probleme, die Du da beraten musstest?

Vor welchen Herausforderungen/Problemen standen diese Menschen?

Am drängendsten waren die sozialen Probleme. Zu der Zeit damals – ich rede von den 1990er Jahren – waren ganz viele vom sozialen Abstieg bedroht, weil sie ihren Job verloren haben, weil sie nicht anerkannt wurden, weil man ja nicht sofort neue Papiere hat. Sie stießen auf wenig Akzeptanz bei Behörden, wurden deshalb nicht unterstützt. Wenn es denn noch ein bisschen einfachere Menschen waren, die sich nicht wehren konnten, dann brauchten sie Hilfe. Ich bin dann durchaus auch schon mal mitgegangen zu Behörden, weil ich ja nun auch Behördenmensch bin, und habe den Mitarbeitern dort dann gesagt, dass sie die Menschen nicht so behandeln könnten. Es war schon mehr als die Beratung; ich habe dann auch schon aktiv mitgeholfen. Aber das soziale Abseits war eigentlich das Hauptthema.

Warum wolltest Du bei diesem Projekt mitmachen?

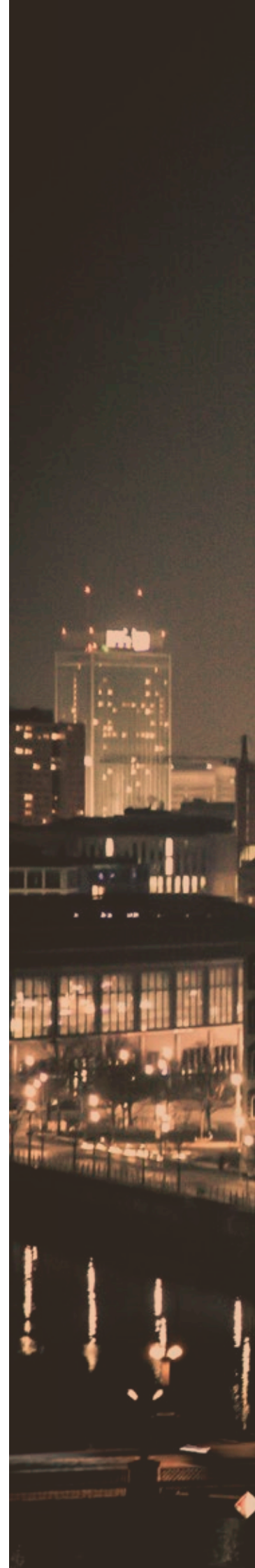
Ich hoffe, dadurch dabei zu helfen, dass transidente Menschen auf mehr Akzeptanz und Verständnis stoßen, dass aber auch die Kirche selbst genauer hinhört und hinsieht und ein schärferes Ohr und Auge für das Bedürfnis transidenter Menschen nach selbstverständlicher Anerkennung ihres Anderseins bekommt. Ich will nicht einfach nur sagen: So ich hab's geschafft und alle anderen müssen jetzt sehen, wie sie klarkommen. Ich möchte, dass Transsexualität und Transidentität selbstverständlich werden.

Ich bin mir sicher, dass es Transphobien gibt, wie es überall bei Menschen Phobien gibt. Die einen haben Höhenangst, die anderen haben Angst vor Spinnen. Wieder andere haben Angst vor Trans* Menschen oder vor homosexuellen Männern. Dann heißt es vielleicht: „Fass mich nicht an!“ Das ist einerseits nachvollziehbar, andererseits natürlich schade, wenn ein solcher Satz unmittelbar auf einen bestimmten Menschen bezogen ist. Es geht nicht bei allen so glatt wie bei mir; das muss man natürlich auch sehen. Ich habe immer noch aus früheren

Tagen einen Menschen vor mir, der vorher auf dem Bau gearbeitet hat: Er war zwei Meter groß und hatte einen Rücken wie ein Kleiderschrank. Der erschien dann einmal im Minirock und 15cm-Absätzen und mit der tiefsten Bassstimme. Er wohnte im Wedding. Man konnte darauf warten: Jedes Mal, wenn er an der Haltestelle stand, wurde er verprügelt. So etwas ist mir nicht passiert; ich hatte einfach Glück. Ja, das gibt es heute immer noch, dass Trans* Menschen oder auch homosexuelle Menschen irgendwo überfallen und verfolgt werden. In anderen Ländern ist es noch schlimmer.

Insgesamt geht es uns, glaube ich, schon ganz gut in Deutschland, auch wenn viele Trans* Menschen das so nicht sehen und vieles verändert haben wollen. Wir haben dennoch schon viel erreicht. Man kann die Bevölkerung nicht einfach so, mit einem Klick, umschalten. Akzeptanz von Transsexualität und Transidentität braucht Zeit und das muss wachsen.

Mit Staunen erlebe ich immer wieder, was geschieht, wenn Transsexualität plötzlich in einer Familie – auch in meiner eigenen weiteren Familie – vorkommt. Dann fangen Menschen an, anders zu denken. Mein Enkel ist z.B. auf einmal als Mädchen zu mir gekommen. Was ist DAS denn?, hieß es erst. Und dann fängt der Mensch an zu denken. Damit will ich nicht sagen, dass in jeder Familie ein Trans* Mensch leben muss, um endlich ein Umdenken zu bewirken. Das Denken ändert sich aber, wenn man einen Trans* Menschen selbst erlebt. Ich kenne einige, die sich über Trans* Menschen nie Gedanken gemacht und mit ihrer Gruppe einen Trans* Menschen angegriffen haben, danach aber zu Hause gesessen und sich gefragt haben: „Warum habe ich da jetzt mitgemacht?“





Esther Lau, gelernte Tischlermeisterin und studierte Berufsschullehrerin, unterrichtet an einer berufsbildenden Schule Holztechnik und evangelische Religion. Prägend war die Kindheit in einem Pfarrhaus. Nun lebt sie in einer Regenbogenfamilie in der Nähe von Koblenz.

„Gemeindeleben braucht nicht nur Worte, damit Menschen angenommen werden, sondern auch Atmosphäre, damit vielfältige Menschen sich mit Körper und Seele angenommen fühlen“.

Esther Lau



Was bedeutet Glauben für Dich?

Für mich ist Glauben ganz wichtig. Daraus schöpfe ich viel Kraft, um Transidentität leben zu können, mit all den Widerständen, die es zum Teil gibt.

Was bedeutet „Gott schuf Mann und Frau“ in der Bibel?

Gott schuf Mann und Frau, aber in der Bibel steht ja eigentlich: Gott schuf männliche und weibliche Menschen. Ich glaube, dass es eine Vielfalt in dieser Varianz gibt.

Ist das so zu sehen, dass Gott sein Ebenbild schuf?

Wenn Gott männliche und weibliche Menschen schuf und sozusagen sein Ebenbild geschaffen hat, dann müsste Gott in diesem Sinne sowohl männlich als auch weiblich sein.

Wie können transidente Menschen vom Glauben profitieren?

Wenn sie es schaffen, aus diesem Glauben heraus zu leben, dass sie vielleicht dazwischen stehen, dass sie diese Vielfalt, die in der Schöpfung liegt, für sich selber wahrnehmen, und dann daraus Kraft schöpfen.

Hat sich Deine Transidentität auf den Glauben ausgewirkt?

Mein Glauben hat sich auf die Transidentität ausgewirkt. Wie Glauben gelebt wurde, wie ich es erlebt habe im Gemeindeleben, in der Pastorenfamilie in der ich aufgewachsen bin: Dort war eher das klassische Männer-Frauenbild prägend. Dadurch hatte ich leider Angst, mich zu outen. Es war dann etwas, was mich lange Jahre gehemmt hat, mich in meinem Leben offen zu zeigen.

Wurde Dein Glaube durch die Transidentität in Frage gestellt?

Ja. Über diese Stelle aus dem 1. Buch Mose bin ich natürlich auch schon gestolpert und habe für mich nachgedacht. Wenn ich nicht so eindeutig in dieses Rollenbild oder in dieses Bild von Mann und Frau hineinpasste, bin ich dann trotzdem ein von Gott angenommener Mensch? Da sind mir Zweifel gekommen und ich bin auch über andere Stellen gestolpert, wo Jesus Menschen heilt, die eine körperliche Beeinträchtigung haben.

Wo Körper und Geist nicht 100% zusammenpassen, wo er Lahme zum Gehen bringt, weil sie an ihn glauben oder er ihnen das Augenlicht schenkt. Ich habe dann irgendwann gesagt, wenn Jesus da hilft, warum darf mir nicht auch geholfen werden, wenn Körper und Seele Hilfe brauchen, damit sie zusammenpassen?

Was sollten Kirchen tun?

Kirchen sollten vor allem Atmosphäre schaffen, damit Menschen aller Art, aller Vielfalt sich angenommen fühlen. Es ist ganz wichtig, dass das nicht nur Worte sind, die dann Offenheit zum Ausdruck bringen sollen, obwohl der Raum und die Atmosphäre fehlen. Also: Kirche muss es schaffen, dass Menschen aller Vielfalt sich angenommen fühlen und Brücken bauen. Dafür braucht es einfach immer wieder eine Reformation.

Bietet die Reformation aus Deiner Sicht einen gewissen Raum, sodass Vielfalt gelebt werden kann?

Wenn Reformation sich nicht nur auf etwas bezieht, das 500 Jahre her und abgeschlossen ist, sondern einen dauerhaften Prozess beschreibt, dann auf jeden Fall. Dann muss Kirche sich reformieren und einen neuen Raum schaffen, sich immer neu entwickeln. Das ist ganz klar, nur dann kann Kirche und Glaube reifen und alle Menschen auf dem Weg mitnehmen.

Kann jemand, der transident ist, in der Kirche Platz finden?

Platz finden kann ein transgeschlechtlicher Mensch dann, wenn dieser Hintergrund einem selber bewusst ist, und wenn man die Kraft entwickelt, vielleicht auch durch den Glauben, diese innere Vielfalt auch nach außen hin zeigen zu können. Falsch wäre: Ich darf meine Vergangenheit nicht zeigen und so wie ich jetzt bin, das ist das Einzige, was ich zeigen darf. Ich glaube, dass dies sehr bereichernd für andere Menschen auch in der Gemeinde sein kann, wenn sie sehen, dass es Personen gibt, die vielleicht zwischen den Welten auch vermitteln können.

Ist es für transidente Menschen wichtig, eigene Rituale zu haben?

Für mich ist die Frage, wie man damit umgeht, dass ich auf einen bestimmten Namen getauft bin und jetzt einen anderen Namen trage, der aber nicht der Taufname ist. Dafür wäre es gut, ein Ritual zu haben, um dieses „neu in der Gemeinde aufgenommen sein“ zu zelebrieren.

Soll das in dem Moment passieren, wenn eine Personenstandsänderung vollzogen wird?

Genau. Wenn eine Namensänderung / Personenstandsänderung vollzogen wird, dass man dann auch ein Ritual in der Gemeinde vollzieht und sagt: Ich bin ein neuer Mensch, oder: Ich bin ein anderer Mensch, mit einem anderen Namen, von Gott hoffentlich angenommen. Ich hoffe auf jeden Fall, dass auch die Kirche mir signalisiert: Ja, auch du bist weiterhin angenommen. So wie man bei einer Konfirmation eine Erneuerung des Glaubens und der Annahme erfährt, könnte es auch ein ähnliches Ritual geben, und sei es nur eine Segnung mit dem neuen Namen.

Wie sind deine persönlichen Erfahrungen nach Deinem Coming Out in der Kirche?

Mein Coming Out war ein sich immer wiederholender Prozess. Ich habe mich einmal bei einem befreundeten Pastor geoutet, der hat mich extrem offen und herzlich angenommen. Für den war das von dem Augenblick an sofort keine Frage.

Mein Vater und mein Bruder sind Pastoren, die sich beide relativ schwer damit tun. Ich habe mit meinem Vater erst gestern nochmal darüber gesprochen. Da ist das Annehmen mit dem Hintergrund der Vorstellung „Gott schuf Mann und Frau“; dann schwieriger, und auch, dass mein Coming-out so vollzogen wird, dass eine Annahme von der anderen Seite stattfindet.

Wie kann die Kirche Menschen helfen, die so ein festes Bild haben, Transidentität anzunehmen?

Ich glaube, es fängt bei Stellen wie im 1. Buch Mose an, wo Adjektive stehen, also weiblich und männlich. Indem die Vielfalt der ganzen Frauenrollen, Männerrollen irgendwie stärker in den Blick gerückt wird, wie auch das Verschwimmen dieser Rollenbilder. Indem stärker in den Blick rückt, wodurch Männlichkeit, Weiblichkeit ausgedrückt wird, und dass das im Alltag des Gemeindelebens Platz findet, wie etwa für erziehende Männer.

Welche Anzeichen gibt es aus Deiner Perspektive, dass ein Wandel in der Kirche stattfindet?

Wir hatten jetzt im Frühjahr eine wunderbare mehrtägige Tagung in Frankfurt an der Uni, die sich nur mit dem Thema Transgeschlechtlichkeit und Theologie befasst hat. Das ist ein wunderbares Aufbrechen des Gemeindelebens und der Kirche gewesen. es gab eine Zusage von dem dortigen Kirchenpräsidenten, aufeinander zuzugehen und es gibt Gruppen auch bei den transgeschlechtlichen Menschen, die sich langsam wieder öffnen gegenüber Kirche. Denn viele haben im Zuge ihrer Transition oftmals Abstand genommen von der Kirche. Und aufeinander zuzugehen wäre gut.

Könntest Du Dir vorstellen, dass Transidentität auch Thema im evangelischen Religionsunterricht wird?

In meinem ev. Religionsunterricht taucht es manchmal auf. Denn Partnerschaft ist Thema. Ehe, Mann- und Frausein ist Thema im Religionsunterricht und manchmal passiert es einfach, dass Kinder und Jugendliche fragen, ob es noch etwas anderes zwischen Mann und Frau gibt. Wie kann das sein, angesichts dessen, was sie sonst in der Bibel lesen. Ja, ich kann mir gut vorstellen, dass das auch Thema im Religionsunterricht ist.


Wie ist deine Erfahrung mit jungen Menschen im Vergleich zu Älteren, was das Anerkennen angeht?

Sicher sind junge Menschen zur Anerkennung transgeschlechtlicher Menschen schneller bereit, weil es inzwischen mehr bekannt ist. Ob sie das innerlich können, hat, glaube ich, wenig mit dem Alter zu tun. Ich habe Menschen im hohen Alter erlebt, die das gut annehmen können und junge, die da extrem ablehnend gewesen sind. Ich glaube, es hat viel mit dem Vorleben durch die Eltern und durch die Gemeinden zu tun, ob Menschen sich öffnen und das akzeptieren können.

Warum machst Du bei diesem Projekt mit?

Weil ich gerade oft erlebe, dass Menschen mit transgeschlechtlichem Hintergrund früher einmal kirchen- und glaubensnah waren und sich irgendwann nicht mehr von der Kirche angenommen fühlten, dort keine Heimat mehr gefunden und sich dann abgelöst haben von Kirche und Glauben.

Ich glaube, dass Glaube auch viel Kraft bei der Transition bieten und befruchtend sein kann für das Gemeindeleben. Ich hoffe eigentlich, dass das, was sich irgendwie getrennt hat, wieder zusammenwachsen kann, und wenn Menschen sehen, dass es andere gibt, die solche Wege gehen, hoffe ich einfach, dass es ermutigend ist, wieder aufeinander zuzugehen und Rituale wie auch Gemeinsamkeiten zu suchen und zu finden.



„Ich glaube, dass Glaube auch viel Kraft bei der Transition bieten und befruchtend sein kann für das Gemeindeleben.“

*Sara Katharina Grassl ist 20 Jahre alt, kommt aus Nürnberg und ist dort in der „LUX - Junge Kirche Nürnberg“. Sie ist bei Trans-Ident e.V. als Beraterin tätig und leitet einen monatlich stattfindenden Trans*Stammtisch.*

„Es ist eine ganz normale Sache, denn Gott liebt alle seine Kinder. Und mich genauso!“

Sara Katharina Grassl



Sara, was bedeutet Dir Glauben? Warum ist Dir der Glaube wichtig?

Im Glauben spüre ich, dass immer jemand für mich da ist. Da ist einfach eine Wärme, die man immer spürt. Es ist Wahnsinn, man ist nie allein. Das ist Liebe. Jemand liebt einen.

Triffst Du als junger Mensch auch andere junge Menschen, denen es ähnlich geht, oder hast Du das Gefühl, der Glauben lässt in der heutigen Zeit nach?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass eine Zeit lang das Thema Glaube bei der Jugend nicht so ganz da war. Aber ich glaube, jeder sucht seinen Platz im Leben, und da kann die Kirche ein guter Weg sein. Einfach seinen Platz im Leben zu finden, und ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass das jetzt auch immer mehr zunimmt. Die Jugendlichen suchen einfach ihren Platz und finden ihn in den Kirchen immer mehr.

Warum ist es wichtig, sich zu engagieren, so aktiv, wie Du es tust?

Ehrenamtliches Engagement ist für mich außerordentlich wichtig. Ich glaube, dass unsere Gesellschaft das einfach braucht. Wenn sich keiner engagiert, dann würde unser System in Deutschland zusammenbrechen.

Warum ist es Dir ein Anliegen, transidente Jungen und Mädchen oder auch Frauen und Männer zu beraten?

Mir ist die Beratung transidenter Personen eine Herzensangelegenheit. Ich habe schon Psychologen getroffen, die meinten, sie seien darauf spezialisiert, aber überhaupt keine Ahnung hatten. Transidente Personen brauchen Beratung von Personen, die sich wirklich einfühlen und sagen können: Ich weiß, wie es dir geht. Ich kann dir helfen, und wenn du Hilfe brauchst, dann kannst du zu mir kommen, und ich bin für dich da. Das ist meiner Meinung nach einfach super wichtig.

Können wir offen über Deine Transidentität reden? Ist das für Dich in Ordnung?

Ja, das ist in Ordnung.

Was sind die Reaktionen, die Du gerade erlebst? Du vollziehst gerade den Rollenwechsel, bist jetzt angekommen in Deinem Ich. Was sind die Reaktionen in den letzten Monaten gewesen – was hast Du da erlebt?

Ich dachte immer: Boah, da wird man so viel beschimpft und steht einfach blöd da, es wird auf der Straße einem irgendwas hinterhergerufen. Und jetzt, wie ich es einfach erzählen konnte, das war einfach ein Augenblick, den werde ich nie vergessen, das ist so ein wahnsinnig schöner Moment für mich gewesen.

Jeden Tag geht's mir besser dadurch, dass ich einfach ich selbst sein kann und nicht etwas vorspielen muss. In unserer Gesellschaft werden einem Sachen aufgedrängt, die man einfach nicht ist. Man muss funktionieren, man muss das machen, was alle machen – warum sollte man immer alles machen, was alle denken, was zu tun ist?! Man sollte einfach sein Leben leben und sich nicht von anderen sagen lassen, wie man zu leben und was man zu tun hat.

Hast Du da mal ein Beispiel? An welchen Stellen empfindest Du das so stark, dass Andere über Dein Leben bestimmen?

Man wird von der Familie hauptsächlich so angesprochen: Ja, du bist ein Mann, wie kannst du nur? Vor allem meine Paten, die sagen: Ja, was soll das?! Du bist ein Mann – Gott liebt dich so, wie du bist, lass den Blödsinn. Und dann haben wir Nachbarn, die sagen: Ja, Gott hat dich doch so gemacht, warum tust du das?! Da sage ich: Ihr sagt doch alle immer, dass Gott keine Fehler macht, denkt ihr, es ist ein Fehler, dass er mir das gegeben hat? Ich weiß, es wurde mir gegeben. Von wem es kommt, da kann man ja darüber diskutieren, aber irgendwo muss es ja herkommen. Es kann ja nicht von ungefähr kommen. Ich bilde es mir ja nicht ein. Ich hab das ja.

Kannst Du noch einmal kurz erklären, was Du da- mit meinst, dass Dir etwas mitgegeben wurde? Als Stichwort: Gott macht keine Fehler – was entgegnest Du da?

Wenn die Leute sagen, Gott macht keine Fehler – natürlich macht er keine Fehler. Da entgegne ich schon: Ja, aber er hat mir das gegeben. Woher soll ich's sonst haben? Und ich finde auch, die Gesellschaft ist so bunt, und Gott möchte ja, dass die Menschen verschieden sind. Er hat sie ja extra verschieden gemacht. Die Menschen sind verschieden und sie sollen verschieden sein und das will Gott ja auch. Und von daher ist das doch eine ganz normale Sache.

Die Menschen entgegenen Dir also: Gott hat Mann und Frau geschaffen und Dir hat er diesen Körper mitgege- ben und Du hast ihn nicht zu verändern, weil er gott- gegeben ist?

Genau. Die Menschen begegnen einem und sagen: Gott hat dir den männlichen Körper gegeben, du bist doch ein Mann. Dann sage ich: Welcher Mann?! Ich bin kein Mann! Ich bin eine Frau! Und das einzig Wichtige ist das Seelische und nicht, was man sieht. Der Mensch ist blind, aber Gott sieht, denn der Mensch sieht nur das Äußere, Gott aber sieht auch das Innere. Und Gott ist das Innere wichtiger als das Äußere.

Du hast ja vorhin so schön gesagt, warum Dir das so wichtig ist, gläubig zu sein: Dass Du Dich nicht allein fühlst, dass Du Wärme und Liebe spürst. Als Du jetzt vor diesem großen Schritt stan- dest, Dich zu outen und den Rollenwechsel zu vollziehen, hat Dich Dein Glauben da bestärkt?

Ja, der Glaube hat mich einfach darin be- stärkt, mich zu outen, denn Gott liebt alle seine Menschenkinder. Und ich habe ge- merkt, in dem Moment, als ich mich geou- tet habe, haben auch die Leute bei uns in der Kirche, bei uns im LUX gesagt: Ja, jetzt versteh ich's auch, und jetzt kann ich auch besser damit umgehen. Gott liebt Dich ge- nauso. Und die Liebe Gottes ist einfach das Größte und hat mir die Kraft gegeben, mich zu outen.

Was wünschst Du Dir in den Gemeinden, gerade in Bezug auf die Reformation? Was sind so die neuen Gedanken, die es heute in den Kirchen und den Gemeinden braucht?

Ich wünsche mir, dass es in den Kirchen und Gemeinden nicht mehr als schlecht angesehen wird, dass es einfach eine ganz normale Sache wird und es kein Outing mehr braucht, weil jeder Mensch so ist, wie er ist. Und warum muss das immer alles als schlecht dargestellt werden? Es ist eine ganz normale Sache, verschieden zu sein. Und ich glaube, das braucht's auch, dass die Menschen verschieden sind.

Was kann helfen, dass die Menschen begreifen, dass Vielfalt etwas Natürliches ist?

Es braucht meiner Meinung nach mehr Menschen, die sich da auch hinstellen und sagen: Ich bin so, es ist so, und das dann auch einmal erklären. Aus meiner Sicht ist es so: Die Leute sehen das vielleicht viel zu wenig und sind teilweise schlecht über die ganze Thematik informiert. Es braucht mehr Information, auch in kirchlichen Bereichen.

Warum wolltest Du bei diesem Projekt mitmachen?

Ich mache hier mit, weil ich das Gefühl habe, etwas bewirken zu können. Und das will ich auch. Und ich will den Menschen zeigen, dass das eine ganz normale Sache ist, weil Gott alle Menschen liebt. Es muss sichtbarer gemacht werden, indem mehr Leute, so wie sie sind, in die Gemeinden gehen und sagen: Ich bin aber so und ihr müsst es so hinnehmen, dass ich so bin, weil Gott mich genauso wie euch liebt. Weil ich genauso Gottes Kind bin, und Gott liebt alle seine Kinder. Und das ist das Wichtigste, was geschehen muss, um mehr Toleranz in den Gemeinden zu erreichen.

„Und das ist das Wichtigste, was geschehen muss, um mehr Toleranz in den Gemeinden zu erreichen.“

Dr. h.c. Nikolaus Schneider, geboren 1947 in Duisburg, war von 2003 bis 2013 Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und von 2010 bis 2014 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Schneider ist Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille und des Leo Baeck-Preises sowie weiterer kirchlicher und staatlicher Auszeichnungen. Er erhielt Ehrenpromotionen der Kirchlichen Hochschule Wuppertal sowie der Reformierten Universität Budapest. „Ich wünsche mir, dass in der Kirche die Wertschätzung eines Menschen nicht von seiner sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität abhängig ist.“

Nikolaus Schneider



Was bedeutet Ihnen der Glaube, Ihnen persönlich?

Glaube ist für mich in erster Linie ein Beziehungswort, entscheidend für mein Leben ist deshalb, wem und an wen ich glaube, und nicht so sehr, was ich glaube. „Ich glaube Jesus seinen Gott“ – diesen Satz habe ich mal gelesen und er drückt mein Glaubensverständnis aus.

Ich weiß mein Leben gebunden an Gottesvorstellungen und an die Gottesbeziehung, die Jesus Christus uns Menschen nahegebracht hat: Gott spricht Menschen durch sein Wort an. Und Gott will, dass wir Menschen seinem Wort durch ‚Beten und Tun des Gerechten‘ antworten. Gottes Lebensmacht ist stärker als der Tod und Gott bleibt seinen Verheißungen treu – auch wenn er unsere Wünsche nicht immer erfüllt, auch wenn wir sein Wirken oft nicht verstehen.

Dieses Gottvertrauen ist das wesentliche Fundament meines Lebens. Es vermittelt mir Kraft, Trost, Halt und Orientierung gerade in unsicheren und dunklen Zeiten. Glaube bedeutet für mich also nicht allein theologische Reflexion oder ethische Praxis oder tägliche Frömmigkeit, sondern immer auch das existentielle Wagen und Festhalten eines widerständigen Dennoch-Vertrauens.

Als Ratsvorsitzender haben Sie das höchste Amt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bekleidet. Was macht man als Ratsvorsitzender?

Man spricht, sitzt und reist sehr viel. Der Ratsvorsitzende leitet die monatlichen Sitzungen des Rates der EKD und die vierteljährlichen Kirchenkonferenzen mit leitenden Geistlichen und JuristInnen aller Gliedkirchen der EKD. Er besucht die Gliedkirchen in Deutschland und deutschsprachige Auslandsgemeinden zu besonderen Anlässen.

Der Ratsvorsitzende vertritt die EKD gegenüber der Öffentlichkeit. Dazu gehören Gespräche mit dem Bundestag, der Bundesregierung und den politischen Parteien sowie Gespräche mit VertreterInnen der gesellschaftlichen Verbände etwa Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. Auch Gespräche mit der EU in Brüssel gehören zu den Aufgaben des Ratsvorsitzenden. Der Ratsvorsitzende sucht das ökumenische Gespräch, vor allem mit der Römisch-Katholischen Kirche bis hin zum Papst, den Orthodoxen Kirchen bis hin zum Ökumenischen Patriarchen, aber auch mit den Freikirchen.

Er hält Kontakt mit den Kirchenbünden, vor allem dem Ökumenischen Rat der Kirchen, dem Lutherischen Weltbund und dem Reformierten Weltbund. Der Ratsvorsitzende pflegt den Austausch mit anderen Religionen, vor allem mit den Repräsentanten des Judentums und des Islams. Bei alledem wird der Ratsvorsitzende begleitet und unterstützt von anderen Mitgliedern des Rates. Und von Menschen aus dem Kirchenamt der EKD oder ihrer Dienststellen.

Schließlich wird der Ratsvorsitzende zu Vorträgen, Podiumsdiskussionen und nicht zuletzt zu Predigten eingeladen. Er stellt sich Interviews und ist Gast in Talkshows. Und einmal jährlich gibt er auf der Synode der EKD einen Rechenschaftsbericht über die Arbeit des Rates und über seine Tätigkeit.

Ist in diesem Zusammenhang auch die Frage des Umgangs der Kirche mit sexueller Vielfalt zum Thema geworden?

Der Rat hatte sich schon vor meiner Zeit als Ratsvorsitzender entschieden, die Erstellung einer Sexual-Denkschrift in Auftrag zu geben. Während meiner Zeit des Vorsitzes wurden erste Ergebnisse einer Arbeitsgruppe zu diesem Thema im Rat diskutiert.

Nach ausführlichen, zum Teil kontroversen Beratungen kam der Rat zu dem Ergebnis, die Veröffentlichung einer Denkschrift zurückzustellen. Gründe waren die nicht umfassende Vertretung evangelischer Positionen in der Arbeitsgruppe, die kontroversen Diskussionen im Rat und eine noch nicht zu Ende gebrachte schwierige öffentliche Diskussion über das „Familienpapier“ des Rates. Der Rat stimmte aber zu, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler seiner Arbeitsgruppe ihre Arbeitsergebnisse veröffentlichen können. Das ist auch geschehen: „Peter Dabrock, Renate Augstein, Cornelia Helfferich, Stefanie Schardien, Uwe Sielert, *Unverschämt – schön*, Sexualethik: evangelisch und lebensnah, Gütersloh 2015.“

„Die Akzeptanz transsexueller Identität sehe ich weder gesellschaftlich noch kirchlich allgemein vorhanden.“

Wie würden Sie vor diesem Hintergrund das Phänomen der Transsexualität einschätzen. Ist in der Kirche Platz für alle?

Grundsätzlich ist in der Kirche Platz für alle sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten. Weil der theologische Konsens besteht, dass alle Menschen von Gott angenommen sind. Der Dissens beginnt, wenn es um die theologisch-ethische Bewertung von Transsexualität geht und um die Frage, ob und wie Transsexuelle ihre Geschlechtlichkeit offen und mit dem Segen der Kirche leben können.

Die Akzeptanz transsexueller Identität sehe ich weder gesellschaftlich noch kirchlich allgemein vorhanden. Vielerorts ist das traditionelle Bild der sexuellen Orientierung männlich und weiblich verbunden mit heterosexueller Partnerschaft als „Gott-wohlgefällige“ Ordnung prägend. Das gilt insbesondere für evangelikale Kreise unserer Kirche. Dort findet sich auch eine deutliche Ablehnung der Vorstellung von „Gender“ und der Gleichwertigkeit gleichgeschlechtlicher Partnerschaften.

Der aufgeklärte „Mainstream-Protestantismus“ ist allerdings davon geprägt, dass neue wissenschaftliche Erkenntnisse im Bereich der Natur- und Gesellschaftswissenschaften nicht einfach mit dem Verweis auf einzelne Bibelstellen zurückgewiesen, negiert oder verteufelt werden können.

Bibeltreue wird dann darin gesehen, nach der Qualität der zwischenmenschlichen Beziehungen zu fragen und danach, ob im konkreten Ausleben der jeweiligen sexuellen oder geschlechtlichen Identität die Würde der Sexualpartner geachtet und gewahrt bleibt.

Sind transsexuelle Menschen auch Teil von Gottes Schöpfungsplan?

Ich bin zurückhaltend damit, genaue Kenntnis von Gottes Schöpfungsplan für mich zu beanspruchen. Ich sage aber, dass es offensichtlich mehr als nur zwei Formen geschlechtlicher Identität und sexuellen Begehrens gibt, die uns in Gottes Schöpfung begegnen. Und ich sehe mich als Mensch nicht dazu befugt, Gott in seinem Schöpfungshandeln zu zensieren.

Wie hat sich das in den letzten Jahren entwickelt?

Die Theologie hat sich den neuen Erkenntnissen, Einordnungen und Bewertungen in den Bereichen der Biologie, Medizin und Sexualwissenschaft gestellt.

Das wissenschaftliche, interdisziplinäre Gespräch war dann mit der Frage verbunden, wie mit diesen Erkenntnissen lebensdienlich umgegangen werden kann. Und wie sie in das kirchliche Grundverständnis von Gottes Gebot und Willen nach der Botschaft der Bibel im Blick auf uns Menschen einzuordnen sind.

Theologisch-ethische Überlegungen zielen darauf ab zu fragen, wie ein vor Gottes Wort zu verantwortendes Leben und Zusammenleben unter den Bedingungen aktueller wissenschaftlicher Erkenntnisse möglich ist.

Auf der Ebene des kirchlichen Lebens in den Gemeinden wurde in den letzten Jahren die Vielfalt sexueller Orientierungen wahr- und ernstgenommen. In vielen Gemeinden leben Menschen unterschiedlicher sexueller Prägung geschwisterlich zusammen. Dabei ist eine gewisse Selbstverständlichkeit erreicht. Das gilt auch für den Dienst von Pfarrerinnen und Pfarrern.

2017 feiern wir 500 Jahre Reformation. Ecclesia semper reformanda?

Ohne „wenn und aber“: Ja! Die Kirche ist ja kein „Museumsbetrieb“. Wir gehen mit einem lebendigen Gott durch die Zeit.

Gottes Geist mutet uns in jeder neuen Zeit neue Herausforderungen zu. Denen haben wir uns in Verantwortung vor Schrift und Bekenntnis und der Gemeinschaft mit allen Gläubigen zu stellen. Allerdings ist diese Einsicht im Blick auf konkrete neue Herausforderungen häufig schwer zu praktizieren. Denn nicht jede Neuerung ist auch vernünftig und lebensdienlich. Und nicht jede Erkenntnis im Bereich der Wissenschaft hat Bestand. Deshalb ist der Prozess des ständigen Reformierens immer anstrengend und manchmal leidvoll und verstörend. Und deshalb geht der Prozess des Reformierens auch manchmal in die Irre, erfordert immer Selbstkritik und manchmal auch Umkehr.

Was erwarten sie von Ihrer Kirche im Blick auf den Umgang mit Menschen, deren sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität nicht der gängigen Norm entsprechen?

Ich gehe davon aus, dass die EKD und ihre Gliedkirchen weiterhin dafür einstehen, dass Menschen mit verschiedener sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität in der Kirche ihren Platz haben – und zwar nicht nur geduldet, sondern respektiert und geachtet werden.

Dabei erwarte ich, dass die wissenschaftliche theologische Ethik eine Sichtweise ernst nimmt, die in dem o.g. Buch so beschrieben wird: „Geschlecht“ als eine Zuordnungskategorie, ‚entweder Mann oder Frau‘, engt das Potential der Vielfalt von möglichen geschlechtlichen Verschiedenheiten auf nur zwei Möglichkeiten ein, schließt Uneindeutigkeiten im Sinn von ‚weder noch‘ oder ‚sowohl als auch‘ oder ‚nur ein bisschen Frau oder Mann‘ aus und zwingt das, was sich dem Schema sperrt, zur Anpassung und Verleugnung“ (S. 59). „Aus einer rein wissenschaftlichen Perspektive betrachtet sind jene vom Geschlechterdualismus oder von der Heterosexualität abweichenden Lebens- und Liebesweisen, auch Asexualität, keine therapiewürdigen Fehlentwicklungen...“ (S. 108).

Dabei möge es gelingen, dem Ausbreiten eines biblizistischen und hartherzigen Dogmatismus in den Gemeinden entgegenzutreten. Ich wünsche mir, dass in der Kirche die Wertschätzung eines Menschen nicht von seiner sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität abhängig ist. In Abwandlung eines Verses aus dem Galaterbrief (Galater 5, 6) hoffe ich, dass Menschen in der Kirche erfahren: „In Jesus Christus gilt weder Mann-Sein noch Frau-Sein noch Transsexuell-Sein, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.“

„In Jesus Christus gilt weder Mann-Sein noch Frau-Sein noch Transsexuell-Sein, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.“

Schlusswort & Dank

Basis dieser Broschüre sind zwölf Interviews, die im Oktober 2016 in Berlin und Mainz für einen Social Spot aufgezeichnet wurden und im Internet unter www.tur2017.de zu sehen sind.

Vierzehn Menschen erzählten von ihren persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen als oder mit Trans* Menschen in der Kirche sowie vom Umgang mit ihnen in den Gemeinden, im Freundeskreis oder in ihren Familien.

Glaube, Reformation, Gemeinde, Vielfalt, Liebe, Familie, Freundschaft, aber auch Ablehnung, Distanz und Verlust kamen in diesen Gesprächen zur Sprache und bieten einen persönlichen und vielfältigen Einblick in das Leben der Betroffenen. Sie zeigen aber auch, wie Kirche in einer sich

verändernden Gesellschaft auf die Vielfalt eingehen und ein Ort der Zuflucht, der Nähe, des Austausches und der Liebe sein kann: Für jeden, egal welcher geschlechtlichen Identität oder sexuellen Orientierung.

Wir danken allen Beteiligten, die an der Verwirklichung dieses Projektes mitgearbeitet haben, für ihren unermüdlichen Einsatz.

Unser besonderen Dank gilt den Interviewpartnern*innen, die durch ihre Offenheit und die Bereitschaft, ihre ganz persönlichen Geschichten mit der Öffentlichkeit zu teilen, dieses Projekt überhaupt ermöglicht haben.

Mainz, im Januar 2017

Asta Dittes, Livia Prüll, Anne Scheschonk, Johanna Schmidt-Räntsch, Gerhard Schreiber, Petra Weitzel

Danke an...

Theodor Adam/**Ines-Paul Baumann**/Marc Bölhoff/Vanessa Brandes/
Asta Dittes/Ingetraut Dittes/Susan Dittes/Björn Frieling/Sara
Katharina Grassl/Max Hachemeister/Bertold Höcker/Sarah Huzel/
Volker Jung/Maria Kindling/Noah Kretzschel/Michael Kuhlmann/
Markus Kloth/Vitali Kunath/Cornelia Kunert/Karin Langendorf/
Florian Langert/Florian Lampersberger/Esther Lau/Klara Lehmann/
Daniel Leonforte/Manuel Noe/Livia Prüll/Benjamin Räder/Udo
Rauchfleisch/Laura Reichwald/Nikolaus Schneider/Anne Scheschonk/
Johanna Schmidt-Räntsch/Gerhard Schreiber/Elke Spörkel/
Konrad Stäblein/Kristina Steuer/Nina Steuer/Stefan Ulrich/Petra
Weitzel/Christiane Zwank/Dorothea Zwölfer/

Impressum

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Diese Broschüre ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität dgti e.V.

Sie wird kostenlos abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Projektorganisation: Petra Weitzel, Kontakt: petra.weitzel@dgti.org

Gesamtgestaltung und Satz: Diplom-Designerin Susan Dittes, susan.dittes@gmail.com

Herausgeberin: Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität dgti e.V. – 12251 Berlin www.dgti.org

in Kooperation mit:

Asta Dittes, Autorin, Filmemacherin und freie Referentin (Mainz)

Prof. Dr. Livia Prüll, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Universität Mainz

Anne Scheschonk, Freie Autorin und Filmemacherin (Halle)

Prof. Dr. Johanna Schmidt-Räntsch, Richterin am Bundesgerichtshof

Dr. Gerhard Schreiber, Institut für Theologie und Sozialethik (iths) der TU Darmstadt

Redigierung: Gerhard Schreiber, Petra Weitzel

Bildnachweis: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: S.1 / Wellcome Library, London from N. Hoyer, ed., Man into Woman. An Authentic Record of a Change of Sex. The true story of the miraculous transformation of the Danish painter Einar Wegener (Andreas Sparre). London: Jarrolds, 1933. Photograph: Lili, Paris, 1926, opp. p. 40: S. 6 / Gemälde von Lucas Cranach der Ältere, 1472–1553: S. 7 / Fotolia: S. 4, 14, 16, 18, 29, 51, 59 / Nina Steuer: S. 65, 71, 81, 85 / dgti e.V.: S. 24, 30, 34, 40, 44, 48, 66, 72, 76, 82, 86, 96 / Pro – Christliches Medienmagazin: S. 90 / Martin Kirchner: S. 39 / Claude Giger: S.52 / Mike Kniec, Manchester - Midnight in Berlin <https://www.flickr.com/photos/112923805@No5/> (CC BY 2.0): S. 81

Stand: Januar 2017, 1. Auflage

© 2017 dgti e.V.

Druck: Druckerei Zeidler GmbH & Co. KG, Mainz-Kastel



Titelbild: „Der verkehrte Junge“ (2002, 200 × 125 cm) von Cornelia Kunert
Psychotherapeutin und Künstlerin

Ich hatte diese Bild einmal kurz nach seiner Entstehung, zusammen mit ein paar anderen, an einen Sammler verkauft. In der folgenden Nacht fand ich gar keinen Schlaf und habe meinen Fehler tief in mir als Verzweiflung gespürt. Ich besuchte ihn gleich am nächsten Tag in seinem Haus und erklärte ihm eindringlich, dass er das Bild unmöglich behalten könne. Es ist so sehr aus der Tiefe gemalt wie kein anderes und hat mir viel über mich selbst gezeigt. Es hat mir meine tiefsten Gefühle offenbart, die ich kaum verstehen und denen ich damals kaum standhalten konnte. Auf diese Weise hat das Bild mich gemalt, mich verändert. In allem, was wirklich Kunst ist, werden wir, wenn wir es bestehen, zugleich selbst erschaffen. Ich weiß nicht, ob er meine Gefühle verstand oder mich für verrückt hielt, aber er erkannte sofort den besonderen Wert des Bildes. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als den verkehrten Jungen gegen vier (!) andere Bilder zurückzutauschen. Trotz des hohen Preises bin ich glücklich darüber, dass er unter dieser Bedingung schließlich eingewilligt hat. Ich bin froh, dass ich meine Geschichte wieder habe; es ist die Geschichte von meiner Reise in einem Boot aus Haut. Von dieser meiner Geschichte will und kann ich mich nicht trennen, solange ich lebe, egal wie teuer es bezahlt werden musste und vielleicht noch werden wird.



„Kamera läuft.“

Das Projekt „REFORMATION FÜR ALLE*“ finden Sie auch online unter www.tur2017.de



Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

